

Lehre und Wehre.

Jahrgang 56.

Juli 1910.

No. 7.

Hat Luther die Bibel verstümmelt?

„Luther hat die Bibel verstümmelt!“ „Luther mutilated the Bible!“ So lautet die Anklage, welche die Römlinge sonderlich seit der Einsetzung der päpstlichen „Bibelskommission“ in ihren Schriften für das Volk wieder mit großer Entrüstung erheben. Man stellt dem Volke die Sache so dar, als seien die Apokryphen von jeher in der ganzen Christenheit als kanonische Bücher allgemein anerkannt worden, und als habe bis auf Luthers Zeit die lateinische Vulgata in der ganzen Kirche allgemein für authentisch gegolten. Erst Luther habe mit ruckloser Hand die Kanonizität jener Bücher angegriffen, um sich ihrer unbequemen Beweisprüche zu entledigen, und humanistische Interessen hätten ihn veranlaßt, die Authentie der alten ehrwürdigen Vulgata zu leugnen. Auch in diesem Punkte habe sich also Luther zur ganzen Kirche des Altertums in Gegensatz gestellt und sich von ihr losgesagt.

„Luther hat die Bibel verstümmelt!“ so schreien die Papisten. „Wirklich war es den Legaten — auf dem Konzil zu Trient — im Winter 1546 gelungen, die Apokryphen des Alten Testaments zu kanonisieren und die lateinische Kirchenübersetzung statt des Grundtextes zur Norm des Glaubens zu machen“, so schrieb der als gründlicher Kenner der Kirchengeschichte bekannte Dr. E. Preuß, ehe er Papist wurde. (Unbefl. Empfängn., S. 73.) Wer hat nun recht? Fragen wir die Blätter der Geschichte des Tridentiner Konzils.

Am 3. und 4. Dezember 1563 hielt das Konzil seine letzte, die 25. Sitzung. Am 3. Dezember hielt der venetianische Jesuit Hieronymus Ragazoni, Bischof von Nazianz, die bombastische „Schlußrede“, die mit den schwungvollen Worten anhub: „Höret es, alle Völker, vernehmet es, alle, die ihr den Erdkreis bewohnet!“ Unter den Dingen, die alle Bewohner des Erdkreises vernehmen sollten, nennt der redselige Jünger Loholas auch dies: „Gleich anfangs hat dieser heilige Kirchenrat, . . . um gleichsam einen Grund für seine künftigen Handlungen zu legen und zu zeigen, auf was für Zeugnisse und Schutzwehren man bei Feststellung der Glaubenslehren fußen müsse,

die Bücher des Alten und Neuen Bundes, die ohne allen Zweifel anzunehmen sind, getreu und weislich nach dem Beispiele der bewährtesten alten Konzilien aufgezählt und, damit nicht einmal über die Worte der verschiedenen Übersetzungen irgendeine Schwierigkeit entspringen könne, eine zuverlässige und bestimmte Übersetzung aus dem Griechischen und Hebräischen genehmigt.“ (Smets, S. 202.)

Vergleicht man das, was der Jesuit hier sagt, mit den Beschlüssen, die das Konzil in dieser Sache gefaßt hat, so muß einem sofort auffallen, wie schlaue dieser verschlagene Venetianer die Wahrheit verdreht hat. Nach seiner Rede zu urteilen, hätte das Konzil durchaus nichts anderes getan, als was die „bewährtesten alten Konzile“ auch getan hätten, nämlich nur dies, daß es „die Bücher des Alten und Neuen Bundes, die ohne allen Zweifel anzunehmen sind“, aufgezählt habe, während es doch geschichtliche Tatsache ist, daß das Konzil zu Trient etwas getan hat, was nie einem alten Konzile in den Sinn gekommen ist, nämlich dies, daß es die apokryphischen Bücher des Alten Testaments durch feierlichen Beschluß kanonisiert und jeden mit dem Bannfluch belegt hat, der sich weigert, sie als solche anzunehmen. Und ferner hat das Konzil die lateinische Bibelübersetzung nicht etwa nur „genehmigt“, sondern sie für „authentisch“ erklärt und befohlen, daß sie in allen öffentlichen Vorlesungen, Disputationen, Predigten und Auslegungen gebraucht werden solle. Das zu tun, war vorher auch noch keinem Konzile in den Sinn gekommen.

Aber selbst dann, wenn man die Worte Ragazonis nimmt, wie sie lauten, muß einem die Handlungsweise des Konzils sonderbar vorkommen. Das Konzil war doch vor allem infolge des wiederholten Drängens von Seiten Luthers und der deutschen Reichsstände einberufen worden, und zwar vor allem zu dem Zweck, um die eingerissene Spaltung in Religionsachen beizulegen. Die Protestanten hatten aber immer wieder und wieder erklärt, das könne nur so geschehen, daß allein die Heilige Schrift als Schiedsrichterin auf dem Konzile anerkannt werde und nicht, wie das bisher geschehen war, die Tradition oder Konzilsbeschlüsse, am allerwenigsten die Aussprüche der Päpste. Es war dem Konzil bekannt, daß die Lutheraner die Apokryphen eben nicht als kanonische Bücher anerkannten, daß sie die Tradition als Quelle der Lehre absolut verwarfen, und daß die Schrift in Luthers deutscher Übersetzung schon in unzähligen Exemplaren unter dem Volke verbreitet war. Und daß die Lutheraner weder die Vulgata noch den Text irgendeiner Übersetzung für authentisch anerkannten, das hatte man ja schon zu seinem Leidwesen reichlich genug erfahren. Gab es also eine Frage, die vor allen andern zunächst Gegenstand der eingehenden Beratung und Besprechung auf dem Konzile hätte sein müssen, so war es gewiß keine andere als die von der Heiligen Schrift. Denn solange man sich nicht einig war über die Frage von der Erkenntnisquelle, so lange mußte auch die Beratung über alle andern Artikel fruchtlos bleiben.

Angeichts dieser Tatsache wird man unwillkürlich veranlaßt zu fragen: Was wollte man damit bezwecken, daß man jetzt, da kaum eine Handvoll „Väter“, und unter ihnen kaum ein Vertreter Deutschlands, versammelt waren, diese so wichtige Sache mit solcher Hast durchpeitschte? Der Jesuit, der hier einmal geschlafen zu haben scheint, verrät uns selbst, was der Zweck war, wenn er in seiner Rede sagt, diese Beschlüsse seien darum gleich zu Anfang gefaßt worden, weil das Konzil sich erst einen „Grundstein für seine künftigen Handlungen legen“ wollte. Es mußte sich erst die Waffen schmieden, mit denen es die geschlossene Lehreinheit der Augsburger Religionsverwandten bekämpfen wollte. Das zeigt auch ganz deutlich die Geschichte des Konzils.

Die vierte Sitzung, in der nur erst 5 Kardinäle, 19 Erzbischöfe und 42 Bischöfe zugegen waren, wurde am 18. April 1546 gehalten. Als Vorbereitung auf dieselbe hatte man eine Anzahl angeblich kezerischer Sätze über die Heilige Schrift aus Luthers Schriften gesammelt, die dann in mehreren Kongregationen¹⁾ eingehend besprochen wurden. Nach Sarpi war folgendes der Inhalt dieser Sätze: 1. Daß die zur Seligkeit nötigen Artikel der christlichen Lehre alle in der Heiligen Schrift enthalten seien; daß es eine menschliche Erdichtung sei, ihnen die ungeschriebene Tradition als solche an die Seite zu setzen, die von Jesu Christo und seinen Aposteln der Kirche hinterlassen, und die durch eine ununterbrochene Reihe und Folge der Bischöfe auf uns gebracht worden seien; und daß es ein Sakrilegium sei, wenn man ihre Autorität der Autorität des Alten und Neuen Testaments gleich machen wolle; 2. daß unter die kanonischen Bücher des Alten Testaments nur diejenigen gezählt werden dürften, die von den Juden dafür erkannt worden seien, und daß vom Kanon des Neuen Testaments die Epistel an die Hebräer, die den Namen Pauli führe, die Epistel Jakobi, die zweite Epistel Petri, die zweite und dritte Epistel Johannis, desgleichen die Epistel Judä und die Offenbarung Johannis ausgeschlossen werden müßten; 3. daß man, wenn man den wahren Verstand der Heiligen Schrift erlernen und die eigenen Worte der heiligen Männer anführen wolle, zum Grundtexte, worin sie eigentlich geschrieben worden sind, seine Zuflucht nehmen und die lateinische Übersetzung als eine solche, die voll Fehler und Irrtümer sei, verworfen müsse; 4. daß die Heilige Schrift leicht und deutlich sei, und daß man zum Verstande derselben weder Glossen noch weitläufige Anmerkungen, sondern nur den unterweisenden Geist Jesu Christi brauche. (Sarpi, Historie des Trident. Konz. Herausgegeben von F. E. Rambach. Buch 2, Abschn. 1, § 51.)

1) Das Konzil arbeitete in der Weise, daß die anwesenden Bischöfe, Theologen und Kanonisten in drei sogenannte Kongregationen eingeteilt wurden, denen die einzelnen Gegenstände zur Vorberatung überwiesen wurden. Diese Partikularkongregationen berichteten dann an die Generalkongregation, in der die Beschlüsse abgefaßt wurden. Diese Beschlüsse wurden dann in öffentlicher Sitzung des Konzils feierlich verkündigt.

— Die Kongregation hatte auch den Auftrag, darüber zu beraten, ob man gegen diese Lutherschen Irrtümer Kanones mit den üblichen Bannflüchen veröffentlichen solle oder nicht.

Unter den obengenannten Sägen waren es sonderlich der zweite und der dritte, die die „Väter“ in jenen Vorberatungen beschäftigten. Aus der Geschichte des Konzils erfahren wir, daß es in den Sitzungen dieser Vorberatungskongregation hoch herging. Die Geister plakten da gar gewaltig aufeinander. Geschichte und Sprachwissenschaft rangen ernstlich mit der Dummheit und der Lüge, aber vergeblich. Die päpstlichen Legaten erreichten ihren Zweck, wie die beiden Dekrete der vierten Sitzung deutlich zeigen. Im Dekret „von den kanonischen Schriften“ werden nämlich die Bücher Tobias, Judith, Weisheit, Ecclesiasticus, Baruch und zwei der Makkabäer mit aufgeführt „als solche, die entweder mündlich durch Christus oder aus Eingebung des Heiligen Geistes herrühren und in steter Aufeinanderfolge in der katholischen Kirche behalten worden sind“. Dann folgt der übliche Bannfluch: „Wenn aber jemand diese Bücher ganz mit allen ihren Teilen . . . als heilig und kanonisch nicht annehme, . . . der sei im Bann.“ Und in dem Dekret „über Ausgabe und Gebrauch der heiligen Bücher“ heißt es: „Derselbe hochheilige Kirchenrat . . . setzt fest und erklärt, daß eben diese alte und vulgate Ausgabe . . . bei öffentlichen Vorlesungen, Disputationen, Predigten und Auslegungen für authentisch gehalten werden soll, und daß niemand es wage oder sich vermesse, sie unter was immer für einem Vorwande zu verworfen.“

Hiernach könnte es nun scheinen, als sei dies der Ausdruck der einstimmigen Überzeugung sämtlicher „Konzilsväter“ gewesen. Doch die Geschichte der Vorberatungen belehrt uns anders. Darin waren zwar alle so ziemlich einig, daß ein Katalog der heiligen Bücher ausgearbeitet werden solle, und daß alle Bücher, die gewöhnlich in der römischen Kirche gelesen wurden, in demselben genannt werden sollten. Auch darin stimmten die meisten überein, daß der alttestamentliche Kanon nicht auf die Bücher beschränkt werden solle, die von den Juden angenommen worden seien. Die Kataloge des Konzils zu Laodicea, Papst Gelasius', Papst Innozenz' I., des dritten Konzils zu Karthago wurden als Muster vorgeschlagen. Als man aber die Form des Katalogs feststellen wollte, da ging der Tanz los. Vier verschiedene Pläne wurden vorgelegt und von ihren Vertretern mit großer Hestigkeit befürwortet. Die einen schlugen vor, man solle alle biblischen Bücher in zwei Abteilungen aufzählen. Die eine solle nur die Bücher enthalten, die immer und ohne irgendwelchen Widerspruch als kanonisch anerkannt worden seien, die Homologumena des Eusebius; in der andern aber solle man die Bücher nennen, die von manchen verworfen worden seien, und über deren Echtheit mehr oder weniger Zweifel herrsche: die Antilegomena. Zwar sei diese Distinktion nie ausdrücklich von einem Papste oder von einem Konzile ausgesprochen worden, aber de facto sei sie

doch stillschweigend in der Kirche anerkannt. Augustinus mache diesen Unterschied, und im Kanon „In Canoniceis“ sei die Autorität Augustins in diesem Punkte bestätigt worden. Auch Gregor, der ja nach Gelasius gelebt habe, erkläre in seiner Auslegung des Buches Hiob, die Bücher der Makkabäer seien zwar für die Erbauung geschrieben, seien auch ganz nützlich zu lesen, aber kanonische seien sie nicht. Moxsius von Catania, ein Dominikanermönch, erklärte bestimmt, schon Hieronymus habe eben diese Distinktion gemacht, und die Kirche habe sie als Regel für die Feststellung des biblischen Kanons angenommen. Er berief sich auch auf Kardinal Cajetan, der hierin Augustin folge und ebenso unterscheide. In der an Clemens VII. gerichteten Widmung seiner Abhandlung über die geschichtlichen Bücher des Alten Testaments erkläre Cajetan, daß diese Distinktion ein feststehender Grundsatz der Kirche sei. Der zweite Plan war, man solle die biblischen Bücher in drei Klassen einteilen. In der ersten solle man die Bücher nennen, die immer ohne irgendwelchen Widerspruch als göttlich angenommen worden seien. In der zweiten wären die aufzuzählen, über die man zu irgendeiner Zeit im Zweifel gewesen, die aber im Laufe der Zeit in der Kirche kanonisches Ansehen bekommen hätten, nämlich etliche Abschnitte in den Evangelien, eine Anzahl Episteln und die Offenbarung. In der dritten Abteilung wären dann die Bücher des Alten Testaments zu nennen, die nie für kanonisch gehalten worden seien, nämlich die sieben Apokryphen, und die Abschnitte im Daniel und im Buch Esther, die nicht in hebräischer Sprache geschrieben worden sind. Der dritte Vorschlag ging dahin, man solle überhaupt keinen Unterschied zwischen den biblischen Büchern machen, sondern nach dem Vorgang des Konzils zu Karthago und anderer Synoden einfach den Katalog ohne irgendwelche Bemerkungen vorlegen. Nach dem vierten Plane sollte erklärt werden, daß alle Bücher in allen ihren Teilen gerade so, wie sie in der lateinischen Vulgata ständen, von gleicher göttlicher Autorität seien. Aber hier machte nun das Buch Baruch bedeutende Schwierigkeiten, da es weder in den Katalogen der Konzile zu Laodicea und Karthago, noch auch in denen der verschiedenen Päpste genannt wird. Und da nun noch allem Anscheine nach auch der Anfang des Buches fehlt, so meinten einige, man solle um dieser Gründe willen wenigstens von diesem Buche absehen. Doch die „Väter“ ließen sich durch solche Kleinigkeiten nicht abschrecken. Man behauptete schlechtweg, da auch aus diesem Buche in der römischen Kirche Lektionen verlesen würden, so müsse es jedenfalls kanonisch sein. Und der Umstand, daß es in den Katalogen der Alten fehle, lasse sich leicht damit erklären, daß sie dies vielleicht unter dem Namen des Propheten Jeremia im Kanon aufgeführt hätten. Das war jedenfalls ein sehr kurzer, aber bequemer Ausweg aus der Klemme. Sit pro ratione voluntas!

Am 8. März 1546 wurde eine außerordentliche Kongregation gehalten, in der man beschloß, daß auch die kirchliche Tradition dasselbe

autoritative Ansehen habe wie das geschriebene Wort Gottes. In bezug auf die Form des Katalogs der kanonischen Bücher der Heiligen Schrift wurden auch in dieser Beratung unter den Theologen wieder sehr verschiedene Ansichten laut. Die eine ging dahin, man brauche die einzelnen Bücher überhaupt gar nicht mit Namen zu nennen; die andere, man solle die Bücher in drei Klassen einteilen; die dritte, alle Bücher der lateinischen Vulgata sollten als von gleicher göttlicher Autorität auf eine Linie gestellt werden. Man einigte sich schließlich dahin, im Sinne dieser Pläne drei Kataloge ausarbeiten zu lassen, die dann der nächsten Kongregation zur Begutachtung und Beschlußnahme vorgelegt werden sollten. In der Kongregation am 15. März 1546 wurden diese drei Kataloge denn auch wirklich vorgelegt, und von ihren Vertretern lebhaft befürwortet. Nach langer heißer Debatte ging der dritte als Sieger aus dem Wortgefecht hervor, das heißt, die Apokryphen wurden kanonisiert. So viel hatten die päpstlichen Legaten also erreicht. Die Tradition hatte man zu Gottes Wort gemacht, und die Apokryphen waren kanonisiert. Jetzt galt es nur noch, auch die lateinische Kirchenübersetzung statt des Grundtextes zur Norm des Glaubens zu machen. Dann waren die Stützen fertig, mit denen man den wankend gewordenen Stuhl Petri erfolgreich wieder befestigen konnte; dann hatte man die Waffen, mit denen man die augsbургische Aekerei vernichten konnte. Und auch diese Arbeit wurde nun sofort emsig in Angriff genommen.

In der auf den 15. März folgenden Kongregation war der dritte aus Luthers Schriften gezogene Satz Gegenstand der Beratung. Es kam hierbei zu einem heftigen, oft erbitterten Kampf zwischen den wenigen, die etwas Griechisch und gut Latein, und den vielen, die von ersterem gar nichts und von letzterem nur herzlich wenig verstanden. Auch jetzt war es sonderlich wieder der feurige Dominikaner Moysius von Catanea, der seine Stimme laut erhob, um das Konzil vor einer Dummheit zu bewahren. Mit Aufwand seiner ganzen Beredsamkeit erinnerte er daran, daß Kardinal Cajetan, dieser weltberühmte Theolog, dessen Gelehrsamkeit so groß gewesen, daß keiner der „Väter“ sich zu schämen brauche, wenn er bekenne, daß er ein Schüler dieses Mannes sei, nach seiner Zusammenkunft mit Luther im Jahre 1523 erklärt habe, nur dann werde es gelingen, die Spaltung in der Kirche zu heilen und die Aeker von ihrem Irrtum zu überzeugen, wenn die Heilige Schrift in den Ursprachen mit kritischem Verständnis studiert werde. Oft habe dieser ausgezeichnete Prälat gesagt, wenn man den lateinischen Text verstände, so verstände man deswegen doch das Wort Gottes noch nicht, das untrüglich sei, sondern nur die Meinung des Übersetzers, der sich hätte irren können. Hieronymus habe mit Recht erklärt: Weisungen und heilige Bücher schreiben sei ein göttlich Werk des Heiligen Geistes, hingegen bei dem Übersetzen einer Schrift aus einer Sprache in eine andere komme nur rein menschliche Fähigkeit in Betracht. Im Anschluß

an dieses Wort des Hieronymus habe Cajetan oft geseufzt: „Wollte Gott, daß die Lehrer der verflossenen Jahrhunderte ebenso geurteilt hätten, dann hätten die Ketereien Luthers gewiß nicht so leicht Eingang gefunden!“ Catanaüs hob ferner hervor, man könne weder die Vulgata noch irgend sonst eine Übersetzung der Schrift für authentisch erklären, ohne den Kanon „Ut Veterum“²⁾ zu verwerfen, der verordne, daß die Wahrheit des Alten Testaments im hebräischen und die des Neuen Testaments im griechischen Urtexte gesucht werden müsse. Dazu sei es doch auch ein gar zu törichtes Unternehmen, im Kampfe mit den Gegnern einen zweifelhaften und nicht allgemein anerkannten Text gebrauchen zu wollen, während man doch im Besitze des echten, unfehlbaren Textes sei, bei dessen Gebrauch man des Sieges gewiß sein könne. Mit Hieronymus und Cajetan müsse man doch zugeben, daß auch der vorsichtigste und gewissenhafteste Übersetzer Versehen und Fehler machen könne. Etwas ganz anderes wäre es, wenn etwa das heilige Konzil selbst eine Übersetzung unternehmen würde. Denn dann könne man gewiß sein, daß der Heilige Geist, der ja alle Konzile in Glaubenssachen regiere, durch seinen Beistand die „Väter“ vor Versehen und Fehler bewahren werde. Eine so hergestellte Übersetzung könne dann allerdings mit Recht Anspruch auf Authentie machen. Da diese Arbeit aber wohl kaum in zehn Jahren ausgeführt werden könne, so sei es jedenfalls am ratsamsten, die Sache zu lassen, wie sie seit 1500 Jahren gewesen sei.

Die große Mehrheit der Theologen war aber gegen diese Ansicht. Sie meinten, die Übersetzung, die so lange anerkannt und in den Kirchen und Schulen gebraucht worden sei, müsse notwendigerweise für authentisch gehalten werden, sonst hätten die Lutheraner ihre Sache schon gewonnen, und endlosen Ketereien würden Türen und Tore geöffnet. Die Päpste und die scholastischen Theologen hätten ohne Ausnahme die Lehre der römischen Kirche, die doch die Mutter aller Kirchen sei, auf eine oder die andere Stelle der Vulgata gegründet. Wenn nun aber einem jeden das Recht zugestanden würde, die Richtigkeit dieser Übersetzung in Frage zu stellen, so würden die Sprachgelehrten und Grammatiker alles in Verwirrung bringen und schließlich sich selbst zu Richtern in Glaubenssachen aufwerfen. Wo bliebe dann aber die Würde und die Autorität der Bischöfe und der Kardinäle? Und nun erst gar die Inquisitoren — wie sollten diese kräftig gegen die Lutheraner vorgehen können, wenn ihnen diese Ketzer nach Belieben zurufen dürften: „So steht nicht im Urtext! Die Übersetzung ist falsch!“? Das Ende vom Liede würde sein, daß jeder Gymnasialschuch die gottlosen Ausgeburten seines Hirns für die rechte Lehre ausgeben und sie vermöge eines grammatischen Kunstgriffs aus irgendeinem beliebigen Texte beweisen würde. Es sei ja allgemein bekannt, daß Luthers Bibelübersetzung zahllose einander widersprechende Ketereien erzeugt habe, die

2) „Ut veterum librorum fides de Hebraeis voluminibus examinanda est, ita novorum veritas Graeci sermonis normam desiderat.“ (Decretis dist. 9.)

sämtlich wert seien, der ewigen Finsternis übergeben zu werden. Dazu komme nun noch, daß ja bekanntlich Luther seine eigene Übersetzung fortwährend revidierte und nie eine neue Auflage seiner Bibel herausgebe, in der nicht Hunderte von Texten verändert worden seien. Wollte man diese zügellose Freiheit gestatten, dann werde die Zeit bald da sein, daß kein Christ mehr wissen könne, was er eigentlich glauben müsse. Gott habe der jüdischen Kirche eine authentische Schrift und der griechischen Kirche das authentische Neue Testament gegeben, und wer wolle, ohne Argerniß zu geben, behaupten, daß er nicht auch der römischen Kirche, die er mehr liebe als alle andern, eine ebenso große Gnade erpriesen habe? Man dürfe doch nicht bezweifeln, daß derselbe Heilige Geist, der zuerst diese heiligen Bücher gegeben, auch die von der römischen Kirche angenommene Übersetzung geleitet habe. — Diese Ausführungen fanden bei den meisten herzlichen Beifall. Andern jedoch wollte es doch sehr bedenklich erscheinen, daß man einen Menschen schon darum für einen Propheten erklären wolle, weil er ein biblisches Buch übersetzt habe. Sie meinten, man solle lieber den Mittelweg einschlagen und sagen, die Übersetzer seien zwar nicht inspiriert gewesen, aber der Heilige Geist habe ihnen einen Beistand gewährt, der der Inspiration sehr ähnlich sei. Sei man aber nicht geneigt, einen besonderen Beistand des Heiligen Geistes bei der Übersetzung anzunehmen, so müsse man doch jedenfalls zugeben, daß das Konzil sich dieses Beistandes erfreue. Sollte daher jezt das Konzil die Vulgata für authentisch erklären und den Bannfluch aussprechen über alle, die es wagen würden, ihre Authentie zu bezweifeln, so müsse sie als unfehlbar angenommen werden, wenn auch nicht um des Geistes willen, der die Übersetzung geleitet, so doch auf jeden Fall um des Geistes willen, der dem Konzile, das diese Übersetzung für authentisch erklärt habe, gegeben worden sei.

Niktor Clarius von Bresse, ein gelehrter Benediktinerabt, trat diesen Argumenten mit der Geschichte entgegen. Er sagte etwa: In der ältesten Kirche gab es mehrere Übersetzungen des Alten Testaments. Sie wurden von Origenes in ein Buch gesammelt und in sechs Kolonnen nebeneinandergestellt. Das ist die berühmte „Hexapla“. Die bedeutendste unter diesen Übersetzungen war die bekannte Septuaginta, von der mehrere lateinische Übersetzungen gemacht wurden. Auch das Neue Testament wurde öfters aus dem griechischen Urtext ins Lateinische übertragen. Von diesen lateinischen Versionen war diejenige die bekannteste und beliebteste, die in den Kirchen verlesen und auch von Augustinus allen andern vorgezogen wurde, die sogenannte „Itala“. Dabei behielt aber der griechische Urtext immer den Vorrang, auch vor der Itala. Als der große Sprachenkenner Hieronymus erkannte, daß diese Version des Alten Testaments in gar manchen Stellen vom hebräischen Grundtexte abwich, entschloß er sich, eine neue Übersetzung direkt aus dem Hebräischen herzustellen und zugleich durch sorgfältige Vergleichung mit dem griechischen Urtexte die Übersetzung des Neuen Testa-

ments zu verbessern. Das hohe Ansehen, in dem Hieronymus stand, veranlaßte viele, seine Version anzunehmen; andere hingegen verwarfen sie, theils aus Abneigung gegen Neuerung, theils aus Eifersucht gegen Hieronymus. Als aber im Laufe der Zeit dieser Reid etwas berrauht war, wurde Hieronymus' übersezung ziemlich allgemein angenommen und neben der Itala gebraucht. Die Itala nannte man dann die alte und Hieronymus' Version die neue übersezung. Der heilige Gregor kann dafür als Zeuge aufgerufen werden. In seiner Auslegung des Buches Hiob schreibt er an Leander, daß der heilige Stuhl sich beider Versionen bediene, wiewohl er die neue vorziehe, da sie den Sinn des hebräischen Textes am genauesten wiedergebe. Er citiere daher bald nach der alten, bald nach der neuen Version, je nachdem es seinem Zweck am dienlichsten sei. — So schwankten also die Theologen geraume Zeit zwischen den beiden Versionen, bis man endlich beide verband und dieser Kompilation den Namen „Vulgata“ gab. Weil die Psalmen täglich in den Kirchen gesungen wurden, so schien es nicht ratsam, den Text zu verändern, und man nahm sie sämtlich in der alten übersezung in die Vulgata auf. Die kleinen Propheten sind in der Vulgata alle in der neuen übersezung, während der Text der großen Propheten eine Kompilation aus beiden Versionen ist. Es ist gewiß kein Zweifel, daß das alles nach Gottes Willen und Verordnung so geschehen ist; aber darum kann man doch nicht sagen, daß mehr als rein menschliche Fähigkeit dazu erfordert wurde. Hieronymus lehrt ganz frei und unumwunden, daß kein übersezer vom Heiligen Geist inspiriert sei. Da aber die lateinische übersezung, die jetzt in der römischen Kirche gebraucht wird, größtenteils Hieronymus' übersezung ist, so wäre es doch eine Verwegenheit, wollte man ihm eine Inspiration zuschreiben, von der er selbst emphatisch versichert, er habe sie nicht gehabt. Aus dem Gesagten geht unwidersprechlich hervor: eine übersezung kann niemals dem Urtexte gleichgeachtet werden. — Zum Schlusse meinte Clarius, um dieser Gründe willen sei die Vulgata allen andern Versionen vorzuziehen. Man solle sie nach dem Grundtexte gründlich revidieren und korrigieren und dann für authentisch erklären. Wenn das geschähe, dann werde der Gebrauch der andern alten übersezungen gar bald aufhören, und durch strenge Edikte könnten dann neue übersezungen verhindert werden.

Andreas Vega, ein Franziskanermönch, suchte zwischen beiden Extremen zu vermitteln. Er gab zu, daß Hieronymus recht habe, wenn er einem übersezer die prophetische Inspiration abspreche. Auch das sei ja ohne Zweifel richtig, wenn Hieronymus und Augustinus fordereten, daß jede übersezung nach dem Urtext geprüft und korrigiert werden müsse. Aber diese Erwägungen seien doch nicht so gewichtig, daß die Kirche sich dadurch abhalten lassen sollte, die Vulgata für authentisch zu erklären. Denn mit einem dahinlautenden Dekret würde sie eben weiter nichts sagen, als daß diese Version keine wesentlichen Fehler in-

bezug auf Lehre und Praxis enthalte, nicht aber, daß sie sich in allen Ausdrücken oder gar in den feinen Schattierungen der Bedeutung einzelner Wörter völlig mit dem Original decke. Einen solchen Grad der Genauigkeit könne eben eine Übersetzung niemals erreichen. Die Vulgata stehe jetzt schon über tausend Jahre in der Kirche im Gebrauch. In dieser langen Zeit habe sich gezeigt, daß sie keine wesentlichen Fehler in bezug auf Lehre und Praxis enthalte. Die alten Konzile hätten sie als genügend anerkannt, und diese Ehre solle man ihr auch jetzt nicht rauben. Man solle sie vielmehr ohne Bedenken für authentisch erklären, und zwar in dem Sinne, daß jeder sich getrost auf ihre Richtigkeit verlassen könne, ohne seine Seligkeit zu gefährden. Den Gelehrten solle man das Studium des Urtextes nicht verbieten. Aber die vielen neuen und fehlerhaften Übersetzungen, die nur Unheil und Verwirrung in der Kirche anrichteten, solle man energisch unterdrücken.

Aber alle diese Beweise, Einwürfe, Bedenken, Widersprüche, ja Proteste vermochten die große Mehrheit der „Väter“ nicht zu bewegen, von ihrem Vorhaben, die Vulgata für die authentische Bibel der Kirche zu erklären, abzustehen. Die Minorität wurde Breitgeschlagen, und man beschloß, daß die Vulgata für authentisch erklärt und dann vorsichtig durchgesehen und korrigiert werden solle. Der so hergestellte Text solle dann als *textus receptus* für alle im Druck erscheinenden Bibelausgaben gelten. Sofort wurde denn auch eine aus sechs Gliedern bestehende Kommission eingesetzt, die diese Arbeit in Angriff nehmen und schnelligst ausführen sollte, damit das Werk noch vor Schluß des Konzils erscheinen könne.

In der Kongregation am 29. März 1546 wurde über den Wortlaut des Dekrets über die Heilige Schrift beraten. Manchen wollte es doch zu hart erscheinen, daß man den Bannstrahl gegen einen Menschen schleudern und ihn als einen Ketzer, der der ewigen Verdammnis verfallen sein, verfluchen sollte, aus keinem andern Grunde, als weil er nicht jedes Wort der Vulgata als authentisch annehmen könne und vielleicht betreffs der Auslegung dieser oder jener Stelle eine neue Meinung habe. Doch sie wurden nicht gehört. Nach langer Debatte wurde vielmehr beschlossen, ein Dekret abzufassen, in dem die Tradition für Gottes Wort und alle in der Vulgata enthaltenen Bücher — auch die Apokryphen — für kanonisch erklärt würden. Dies Dekret solle mit einem feierlichen Bannfluche, Anathema, befestigt werden. Der Beschluß betreffs der Übersetzung und Auslegung der Heiligen Schrift solle in solchen Worten abgefaßt werden, daß dadurch allen Neuerungen und verwegenen Auslegungen erfolgreich gewehrt werde. Daß aber das nicht der Ausdruck der einstimmigen Überzeugung aller „Väter“ war, geht klar hervor aus dem Umstande, daß am Schluß der Kongregation Kardinal Montanus, einer der drei päpstlichen Legaten, nachdem er ihnen erst ein hohes Lob wegen ihrer Gelehrsamkeit und Klugheit gespendet hatte, die „Väter“ ernstlich und herzlich ermahnte, sie möchten sich doch, wenn

diese Dekrete nun in der öffentlichen Konzilsitzung, in der ja der Theorie nach auch noch Erörterungen erlaubt waren, vorgelegt würden, ja ordentlich und geziemend benehmen und alle Disputation oder gar Widerspruch sorgfältig vermeiden. Denn die Würde des Konzils erheische, daß seine öffentlichen Entscheidungen den Charakter der Einmütigkeit und Einstimmigkeit trügen. Wie sehr aber trotz dieser väterlichen Ermahnung die Legaten von dem Gefühl beängstigt wurden, der Sturm könne am Ende doch noch einmal in der öffentlichen Sitzung losbrechen, das sieht man daraus, daß nach Schluß der Kongregation der Legat Kardinal Cervini alle diejenigen, die der Kanonisierung der Apokryphen und der Autorisierung der Vulgata opponiert hatten, zu einer Privatunterredung einlud und sie mit der Versicherung zu beruhigen suchte, daß es ja gar nicht verboten, sondern vielmehr erlaubt sei, die Vulgata nach dem Grundtexte zu corrigieren, und daß man ja im Grunde nichts weiter zu erklären beabsichtige, als daß sich in ihr keine Fehler fänden, die von solcher Bedeutung seien, daß man um ihretwillen die ganze Version verwerfen dürfe oder müsse. — Der Brei war also gekocht; es fehlte jetzt nur noch, daß er dem Konzile in goldenen Prunkschüsseln vorgetragen und von den „Vätern“ gehorfsamst verspeist werde. Und auch das geschah ganz programmäßig zur großen Freude der päpstlichen Legaten.

Am 8. April 1546 wurde die vierte öffentliche Konzilsitzung „gefeiert“. Nachdem Alepo, Erzbischof von Caffari, die Messe vom Heiligen Geist gesungen und Aretinus, der General des Servitenordens, eine Predigt³⁾ gehalten hatte, wurden die beiden Dekrete von ersterem verlesen.

Und nun kam die Abstimmung. Wir haben gesehen, daß bei den Beratungen über diesen Gegenstand in den Kongregationen heftiger Widerspruch gegen den Inhalt und den Wortlaut der verlesenen Dekrete laut geworden war. Und insolgedessen sahen die den Vorsitz führenden päpstlichen Legaten dem Ausgange der Abstimmung mit banger Span-

3) In dieser Predigt kommt auch folgende Beschreibung des Glaubens vor: „Haec igitur vera, perfecta, viva atque christiana fides habitus est in animo a Deo optimo maximo proficiscens, nunquam otiosus, sed in revelata omnia inclinans, nunquam non splendens pietatis operibus, caritatis speique perpetuus comes, radix et summa vitae sanctae, qui peccata non imputat, sed destruit, iustitiam confert, pacem conscientiae donat, Deo placere facit, praestat haereditatem ut sit firma promissi, purificat corda, credentes servat, ne pudeant, invocationem gignit cum fiducia, accipiendi petita, omnia possibilia reddit piis, parit confessionem iustitiae, veras gratiarum actiones efficit, promissiones apprehendit, in adoptionem filiorum Dei mortales cooptat, eosque Christo ac Christum vicissim illis conjugit.“ Zitiert aus Massarellis Actis Conc. Trid. im 3. Teil von Saligs Historie des Trib. Konz. — Nur schade, daß die „Väter“ das alles nicht glaubten, sondern es in der sechsten Sitzung tatsächlich verdammt!

nung entgegen. Aber ihre Befürchtungen erwiesen sich als grundlos. Man hatte sich die Mahnung des Montanus gemerkt und betrug sich „ordentlich und geziemend“. Nur zwei Stimmen wurden gegen die Dekrete laut. Und nur einer der „Väter“ wagte es, mit „Nein“ zu stimmen. Das war der arme kleine widerhaarige Dominikaner Jakob Nacianti, Bischof von Chioggia, der früher bei der Beratung in der Kongregation erklärt hatte, es sei eine „offenbare Gottlosigkeit“, wenn man die Tradition der Heiligen Schrift gleichstellen wolle. Vorsichtigerweise fügte er aber seinem „non placet“ die Worte bei: „sed forsans obediām“, vielleicht werde ich mich später unterwerfen.

Der Streich war also wirklich gelungen. Man hatte den Geistern neue Fesseln angelegt und selbst den Gelehrten einen Knebel in den Mund geschoben, der auch das geringste Selbstzeugnis der Schrift unmöglich machte. Ja noch mehr, man hatte tatsächlich ein Heer großer Zeugen der alten Kirche, Männer wie Melito, Bischof von Sardis (170), Origenes (200), Athanasius (330), Hilarius (350), Epiphanius (360), Gregor von Nazianz (390), Amphilocheus von Iconium (390), Hieronymus (400), Rufinus (400), von Josephus und den Konzilien zu Laodicea (367) und zu Chalzedon (451) gar nicht zu reden, die sämtlich die Kanonizität der Apokrypha leugnen, mit dem Ban n f l u c h belegt! Wer hatte denn das getan? „Sacrosancta oecumenica et generalis Tridentina Synodus, in Spiritu Sancto legitime congregata“. „der hochheilige ökumenische und allgemeine im Heiligen Geist rechtmäßig versammelte Tridentiner Kirchenrat“. So befehlt uns wenigstens die Einleitung zu obigen Dekreten. „Ökumenisch“ — von *ἡ οἰκουμένη* — bedeutet „die ganze von Menschen bewohnte Erde betreffend oder repräsentierend“; „allgemein“ das, „was allen gemein ist, was alle angeht, woran alle teilhaben“. Eine ökumenische, allgemeine Kirchenversammlung ist also eine solche, auf der die über die ganze Welt zerstreuten Glieder der Kirche durch ihre Vertreter repräsentiert sind. Das war in den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche auch wirklich der Fall. Da aber im Munde Roms „christliche Kirche“ gleichbedeutend ist mit „römische Kirche“, so wollten die Tridentiner „Väter“ wohl sagen, das Konzil repräsentiere die römisch-katholische Kirche des ganzen Erdkreises. Nun, das muß aber doch eine ganz gewaltige, imposante Versammlung gewesen sein, auf die man das Dichterwort hätte anwenden können: „Wer zählt die Völker, nennt die Namen, die gastlich hier zusammenkamen?“ Aber welch bittere Enttäuschung wird uns zu teil, wenn wir am 8. April 1546 in gespannter Erwartung in die Konzilsaula eintreten! Wir hatten geglaubt, wir würden eine große Versammlung hervorragender Männer aus allen Weltteilen erblicken. Aber was sehen wir? Da sitzen 5 Kardinäle, 19 Erzbischöfe und 42 Bischöfe, fast alle Italiener. Unser Staunen wird aber noch größer, wenn wir erfahren, daß ein sehr großer Teil der Bischöfe gar keine Diözesen verwaltet, daß sie nur Titular-

bischöfe sind, die daher auch niemand repräsentieren sollen und wollen als — Papst Paul III., dessen Kreaturen sie sind. Wir fragen erstaunt: Wo sind denn die frommen Spanier? Antwort: Die sind noch nicht hier, kommen aber. Wo sind die geliebten Söhne aus Frankreich? Antwort: Auch noch nicht hier; kommen auch vielleicht überhaupt nicht. Wo der böse, undankbare Franz II.! Wo sind die englischen Prälaten? Antwort: Die Ärmsten dürfen ja nicht kommen, seit der verfluchte Heinrich VIII. — Defensor Fidei — sich selbst zum englischen Papst gemacht hat. Wer hätte das gedacht, als er so gewaltig gegen den Erzkreier Luther schrieb? O des Jammers! Wo sind die biedereren Deutschen, die sich doch schon seit so langer Zeit nach einem Konzile heißer geschrien haben? Antwort: Leider auch nicht hier. Die Klöge sitzen da oben im unwirtlichen Norden, trinken communes Bier, halten Religionsgespräche und Reichstage mit den abscheulichen Ketzern und schmieden Ränke gegen dies hochheilige Konzil. So, so! — und das nennt man ein ökumenisches, allgemeines Konzil, so eine Handvoll Leute? Dies jämmerliche Häuflein Römlinge will für die Kirche des ganzen Erdkreises lehren, beschließen und alle, die nicht mit ihnen stimmen, der ewigen Verdammnis überweisen? Antwort: Ei, warum denn nicht? Hat doch Seine Erzellenz Kardinal Montanus die Meinung ausgesprochen, 20 Synodale wären völlig kompetent, in Sachen der Lehre für die Universalkirche zu beschließen! Und nun sind ihrer 66 hier! Nun, es sei also! Aber wie steht es denn mit dem berühmten Kanon des Vincentius Lerinenjis: „Quod ubique, quod semper, quod ab omnibus creditum est, hoc est vere proprieque catholicum“? Ist der in den Beratungen und bei den Beschlüssen des Konzils in der Frage von der Heiligen Schrift zur Geltung gekommen? Die Geschichte des Konzils beweist das gerade Gegenteil. Sie zeigt uns: 1. daß, was das Konzil in dieser Frage beschloffen hat, das hat die alte Kirche nicht geglaubt, sondern verworfen; 2. auch viele von den „Konzilsvätern“ glaubten das nicht, sondern duckten sich nur propter panem. Man hat also den guten Verinus mit samt seinem ehrwürdigen Kanon zum alten Eisen geworfen. Und das war gut katholisch. Denn in einem der von der „dogmatischen Kommission“ des Vatikanischen Konzils im Jahre 1870 ausgefertigten Schriftstücke erklärten die Jesuiten ganz kühl, der Kanon des Vincentius Lerinenjis habe die Christenheit lange genug gefoppt, er sei wertlos.

„Luther hat die Bibel verstümmelt!“ schreien die Papisten. Das soll wohl den Eindruck erwecken, als halte man bei Rom die Bibel hoch in Ehren. Rom die Bibel in Ehren halten?! Hat man nicht in Trient zuerst von der Tradition gehandelt und sie dem Worte Gottes gleichgestellt, ohne zu erklären, was eigentlich Tradition ist und was nicht? Hat nicht Papst Pius IV. in seiner Bulle „Dominici gregis“ vom 24. März 1565 die Heilige Schrift, sofern sie in einer dem Volke verständlichen Sprache gedruckt wird, unter die verbotenen Bücher gezählt

und sie tatsächlich auf den verrufenen „Index“ gestellt? Verrät das etwa Ehrfurcht vor der Bibel als dem seligmachenden Worte Gottes, wenn Pius IV. diese Worte der Tridentinischen Indexkommission in seiner Bulle bestätigt: „Wer aber ohne solche Erlaubnis — vom Beichtvater — sich vermischt, die heiligen Schriften zu lesen oder zu besitzen, soll, bevor er sie dem Ordinarius zugestellt hat, die Losprechung von Sünden nicht erhalten können“? Hat nicht Pius IX. die Bibelgesellschaften, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, die liebe Heilige Schrift möglichst zu verbreiten, mit den unmäßigsten Ausdrücken verdammt? Rom will weder eine unverstümmelte noch eine verstümmelte Bibel. Es will — was denn? Der Jesuit Perrone antwortet in seiner Schrift „Ist die unbesleckte Empfängnis . . . dogmatisch definierbar?“ (1847): „Weder die Bibel noch die Tradition ist zur Definition eines Glaubenssatzes notwendig. Es genügt, eine geheime Tradition anzunehmen, die sich im Lehramt der Kirche . . . erhält, bis sie endlich zu irgendeiner Zeit auch an die Öffentlichkeit tritt.“ Was Perrone hier nur andeutet, das hat Pius IX. klar und unmißverständlich ausgesprochen in dem kühnen Worte: „La tradizione son Io! Die Tradition bin ich!“ Rom will weder Bibel noch Tradition, Rom will den Papst und weiter nichts. Der Papst ist ihr „der Weg und die Wahrheit und das Leben“, die einzige untrügliche Quelle aller Offenbarung. Was hat es also mit dem Geschrei: „Luther hat die Bibel verstümmelt!“ in Wirklichkeit auf sich? 's ist Wind, eitel Wind! Es bleibt bei dem Urteil Luthers in den Schmalkaldischen Artikeln: „Das Papsttum auch ein eitel Enthusiasmus ist — merus entusiasmus —, darin der Papst rühmet, alle Rechte sind im Schrein seines Herzens, und was er mit seiner Kirchen urtheilet und heißt, das soll Geist und Recht sein, wenn's gleich über und wider die Schrift oder das mündliche Wort ist.“ (Müller, S. 321.)

Jul. A. Friedrich.

Der „andere Geist“ der reformierten Kirche.

„Siehe, der Winter ist vergangen, der Regen ist weg und dahin; die Blumen sind hervorkommen im Lande, der Lenz ist herbeikommen, und die Turteltaube läßt sich hören in unserm Lande; der Feigenbaum hat Knoten gewonnen, die Weinstöcke haben Augen gewonnen und geben ihren Geruch“, Hohel. 2, 11—13. So konnten die Siebentausend jubilieren als ums Jahr 1517 nach langer, banger Winternacht endlich ein neuer geistlicher Frühling seinen Einzug in die Kirche zu halten anfang. Schon im Jahre 1509, als er zu einem „baccalaureus tamquam ad Biblia“ promoviert worden war, fing Luther an, wider die Grundsätze der Sophisterei, die damals überall im Schwange ging, zu disputieren und nach einem gewissen Grund unserer Seligkeit zu fragen, und hielt der Propheten und Apostel Schriften höher

und gewisser als alle Schulweisheit, Tradition und hergebrachte Auslegung, so daß schon damals D. Mellerstadt sagte: „Der Mönch wird alle Doctores irre machen und eine neue Lehre aufbringen und die ganze römische Kirche reformieren, denn er legt sich auf der Propheten und Apostel Schrift und strehet auf Jesu Christi Wort, das keiner kann weder mit Philosophie noch Sophisterei, Albertisterei, Thomisterei und dem ganzen Tardaret umstoßen und widersechten.“ (Meurer, Luthers Leben, S. 35.) Hierig, wie er war, nach der vernünftigen und lauterer Milch, konnte bei Luther unter der Leitung des Geistes, der Willen und Vollbringen schafft, auch ein stetiges Zunehmen in der Erkenntnis nicht ausbleiben. Davon legen seine Predigten, Vorlesungen und Disputationen aus jener Zeit reichlich Zeugnis ab, sowie die Tatsache, daß, während sonst die Kirchen allenthalben ziemlich leer standen, nicht nur die Kapelle im Augustinerkloster zu Wittenberg, sondern auch die dortige Schloßkirche zu klein war, wenn Luther predigte. Schon in jener Zeit klang durch seine Predigt, wenn auch noch unter mancherlei Mißtönen, die Stimme des „guten Hirten“ hindurch: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken!“

Während aber bis jetzt das neu aufgegangene Licht noch unter dem Scheffel stand und nur in vereinzelt Fällen seine Strahlen über die Grenzen Wittenbergs hinausfandte (z. B. durch Briefe), so brach nun mit dem wunder schnellen Bekanntwerden der 95 Thesen das Morgenrot eines neuen Tages an. „Der rechte wahre Schatz der Kirche ist das allerheiligste Evangelium der Herrlichkeit und Gnade Gottes. Dieser Schatz ist aber billig der allerverhaßteste, denn er macht, daß die Ersten die Letzten werden.“ So lautete die 62. und 63. These, woraus hervorgeht, daß Luther bei allen Irrtümern, die ihm noch anhafteten, doch schon den eigentlichen Kern der christlichen Religion, den Artikel von der Rechtfertigung eines armen Sünders vor Gott allein aus Gnaden, um Christi willen, durch den Glauben, erfaßt hatte. Und das selige Licht, das von dieser Sonne ausgeht, mußte denn auch bei ihm alle noch vorhandene Finsternis zerstreuen.

So ziemlich um dieselbe Zeit, als die Wittenbergische Nachtigall sich hören zu lassen anfing, ließen sich auch in der Schweiz neue Sänger vernehmen. Die schweizerische Reformation läßt sich zwar nicht, wie die deutsche, mit derselben Bestimmtheit auf eine Person zurückführen; doch ist ohne Zweifel unter allen Vorläufern Calvins Zwingli der bedeutendste. Zuerst wirkte Zwingli in Glarus, wo er mit Erasmus, dem Haupt der aufgeklärten Richtung, bekannt wurde. Er nennt ihn „den größten Philosophen und Theologen“, während Erasmus ihn als seinen „brüderlich geliebten Freund“ anredet. Während nun die Zuneigung, die auch Luther anfänglich zu Erasmus hatte, bei ihm bald in das Gegenteil umschlug, da ihn Luther bald durchschaute, so kam es zwischen Zwingli und Erasmus nie zu einem eigent-

lichen Bruch. Diese Tatsache wirft ein bedeutungsvolles Licht auf Zwinglis Geistesrichtung.

Zwingli verließ 1516 Glarus, „weil sein sittlicher Ruf gelitten hatte“, und zog nach Einsiedeln und drei Jahre später nach Zürich. Zwingli selbst behauptet, und wir haben keine Ursache, an seiner Behauptung zu zweifeln, daß er schon im Jahre 1516, noch ehe er etwas von Luther gehört, angefangen habe, das Evangelium Christi zu predigen. In den ersten sieben bis acht Jahren, also bis zum Jahre 1524, waren Luther und Zwingli nicht nur einig in ihrem Zeugnis gegen die Greuel des Papsttums, sondern auch völlig einig in der Lehre. Dies haben selbst die aufrichtigeren Reformierten immer wieder gegeben. Was insonderheit die Lehre vom Abendmahl betrifft, so schreibt F. A. Lampe in seiner Kirchengeschichte: „Was Zwinglis Lehre vom Abendmahl betrifft, so gesteht er, daß er anfänglich Luthers Meinung zugetan gewesen sei.“ Ja, noch im Jahre 1523, den 9. Oktober, schrieb Zwingli an Geroldseggen: „Christus hat nach dem Abendmahl seinen Leib und Blut dargereicht“; ferner in demselben Jahre in der deutschen Auslegung seiner Artikel: „Diese Worte sind klar und allen Menschen bekannt: Das ist mein Leichnam. Ist das nicht lauter, kurz, gewiß Wort Gottes? Wie könnte Gott gewisser und eigentlicher geredet haben?“ Und auch auf den Vorwurf, er sei ein Lutheraner, antwortet er in demselben Jahre: „Luther ist ein so trefflicher Streiter Gottes, als in tausend Jahren auf Erden nimmer einer gewesen ist, und mit dem männlichen unbewegten Gemüt, damit er den Papst zu Rom angegriffen hat, ist ihm keiner nie gleich worden, solange als das Papsttum gewährt hat. Gott sei Lob! durch ihn wird eine unzählbarliche Welt mehr, denn durch mich und andere, zu Gott geführt. Daß ich keinen Buchstaben all meine Tage je zu ihm geschrieben habe, damit habe ich wollen allen Menschen öffnen, wie einhellig der Geist Gottes sei, daß wir, so weit voneinander, doch so einhelliglich die Lehre Christi lehren ohne allen Anschlag.“ (Vgl. „Lutheraner“ 1, 50 ff.) Wie Zwingli diesen seinen eigenen Aussagen gegenüber später zu behaupten wagte, „quod in vita sua nunquam crediderit, corpus Christi in coena dispensari“, ist schwer zu begreifen.

So arbeiteten also Luther und Zwingli eine ganze Reihe von Jahren in einerlei Sinn und in einerlei Meinung. O daß es doch so geblieben wäre! O daß doch nie die traurige Spaltung zwischen der deutschen und der schweizerischen Kirche entstanden wäre, von der nur allzu wahr ist, was Luther an Bucer schreibt: „Ihr könnt mir glauben, daß ich diese Mißhelligkeit zu beruhigen und zu stillen wünschte, sollte ich auch mein Leben dreimal aussagen. Denn ich habe gesehen, wie nötig uns eure Gesellschaft sei, was sie (die Spaltung) für Ungemach dem Evangelio bisher gebracht und noch bringe, so daß ich gewiß bin, daß alle Pforten der Hölle, das ganze Papsttum, der ganze Türke, die ganze Welt, das ganze Fleisch, und was

überall böse ist, dem Evangelio nicht so viel hätte schaden können, wenn wir einig wären. . . . Der Herr Jesus erleuchte uns und mache uns vollkommen einig! Dies bitte ich, danach jammere ich, danach seufze ich.“ (XVII, 2396.)

Wie aber kam es denn zu jener unheilvollen Spaltung? Wen trifft die Schuld? Im Jahre 1524 trat der berühmte Bilderstürmer und hochmütige Bernegroß, Carlstadt, mit einer Lehre vom Abendmahl hervor, in der er die wesentliche Gegenwart der unsichtbaren Elemente leugnete. Als Carlstadts Bücher, die diese Lehre enthielten, nach Zürich kamen, erschraf der Rat der Stadt über diese neue Lehre so sehr, daß er den Verkauf dieser Bücher verbot. Obwohl aber Carlstadt der Urheber dieser falschen Lehre vom Abendmahl ist, so hätte er doch damit nimmermehr eine Spaltung in der protestantischen Kirche hervorbringen können. Hätte sich nicht bald der hochangesehene Zwingli der bösen Sache Carlstadts angenommen, so hätte jener mit dieser seiner neuesten Schwärmerei ebenso Kiasko gemacht wie mit allen vorigen. Zwingli trifft daher die Schuld an dieser unheilvollen, bis auf den heutigen Tag fortbestehenden Spaltung der protestantischen Kirche.

Die erste Andeutung davon, daß er seine Meinung in bezug auf die Lehre vom Abendmahl geändert habe, findet sich in einem Brief Zwinglis vom 16. November 1524. Darin schreibt er, er sei auf die Meinung gekommen, daß die Worte „Das ist mein Leib“ so viel heißen wie: das bedeutet meinen Leib, und setzt hinzu, daß er den Empfänger beschwöre, diesen Brief geheim zu halten. Zwingli zitterte also noch davor, mit dieser seiner Meinung an die Öffentlichkeit zu treten, da er wohl ahnte, welch eine Verwirrung er damit anrichten würde. Bald aber wurde er kühner. Noch hatte Luther ihn mit keinem Wort beleidigt, da nannte er schon in seinem 1525 herausgekommenen Buch „Von der wahren und falschen Religion“ alle diejenigen, die die wahre und wesentliche Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Abendmahl glaubten, „Fleischfresser“, „eine stupide Klasse von Menschen“ und ihre Lehre „gottlos, närrisch und ungeheuer, die unter die Kannibalen gehört“. In einem kurz darauf erschienenen zweiten Buch nannte er die Lutheraner „Menschenfresser“ und ihre Lehre einen „Gözendienst“; ja, er behauptet sogar, glauben, daß das Essen des Fleisches Christi die Gewissen stärke, sei mit Verlust der Seligkeit verbunden. Diese so plötzlich gewonnene Sicherheit, mit der er jetzt für eine Lehre in die Schranken trat, von der er noch vor einem Jahre nichts gewußt und über die er nur unter dem Siegel der Verschwiegenheit eine „Meinung“ zu äußern wagte, schreibt Zwingli selbst einem Traum zu, in welchem ihm ein Geist erschienen sei; ob es ein weißer oder ein schwarzer gewesen sei, wisse er nicht. Dieser Geist habe ihn auf 2 Mos. 12 hingewiesen. Zwinglis Lehre ist also auf einen Traum gebaut; und wir wissen auch, daß der Geist, der ihm erschienen, kein weißer, kein guter Geist, sondern ein Asodämon aus der Hölle gewesen ist.

Es liegt nun außerhalb der Grenzen, die wir uns für diese Arbeit gesteckt haben, den weiteren Verlauf des traurigen Sakramentsstreits zu schildern; doch dürfte ein kurzer Blick auf das Marburger Religionsgespräch nötig sein.

Nach mehreren Versuchen, den immer größer werdenden Riß zwischen der deutschen und der schweizerischen Kirche zu heilen, brachten es die Reformierten im Jahre 1529 bei dem Landgrafen Philipp von Hessen dahin, daß er seinen Einfluß zugunsten eines anzustellenden Kolloquiums verwandte. Bei Philipp waren es hauptsächlich politische Gründe, die ihn bewogen, mit allen Kräften auf eine Vereinigung der streitenden Parteien hinzuarbeiten. Nur ungern, nur aus Rücksicht auf den Landgrafen, und damit ihm nicht der Vorwurf gemacht werden könne, daß er die Schuld an dem Fortbestehen des Zwiespaltes trage — ein Vorwurf, der ihm trotzdem gemacht wurde und heute noch gemacht wird —, bewog Luther, in ein solches Kolloquium zu willigen. Er sah nämlich voraus und sprach es auch aus, daß es den Reformierten um einen wahren Frieden durchaus nicht zu tun sei, und die ganze Sache aus unlauteren Beweggründen fließe. Namentlich in bezug auf Zwingli sagte er: „Mit ihm zu handeln, ist ganz unfruchtbar.“

Wie richtig Luther die Schweizer beurteilt hatte, zeigte denn auch der Ausgang des Gesprächs. Man einigte sich zwar über vierzehn Glaubensartikel, in denen seit Beginn des Streites Differenzen zutage getreten waren, und zwar in der Weise, daß die Reformierten in diesen Stücken die Lehre Luthers für recht erklärten; in bezug auf das Abendmahl jedoch kam keine Einigung zustande. Am Schlusse der fünfzehn von Luther verfaßten und von allen Anwesenden unterschriebenen Artikel heißt es: „Und obwohl wir uns, ob der wahre Leib und Blut Christi leiblich im Brot und Wein sei, derzeit nicht vergleicht haben, so soll doch ein Teil gegen den andern christliche Liebe, sofern jedes Gewissen immer leiden kann, erzeugen, und beide Teile Gott fleißig bitten, daß er uns durch seinen Geist den rechten Verstand bestätigen wolle. Amen.“ (Meurer, 428.) Trotz vorhandener Uneinigkeit in der Lehre wollten nun doch die Reformierten als Glaubensbrüder anerkannt werden. Darüber redete Luther sie hart an und sagte, „wie sie doch ihn und seine Freunde für Brüder halten könnten, so sie meinten, sie irreten; es sei dies ein Zeichen, daß sie ihre Sache selbst nicht groß achteten“. Er verweigerte ihnen hierauf die Glaubensbrüderhand mit den Worten: „Ihr habt einen andern Geist.“

Zwinglis Geistesrichtung war, wie das Vorstehende zeigt, also eine durchaus rationalistische. Sie tritt bei ihm und seinen Freunden so klar zutage, daß sie selbst von manchen angesehenen reformierten Theologen nicht in Abrede gestellt wird. Charakterisiert doch Zwingli selbst sich und die Seinen als „turba ista, quae nihil credit, nisi quod verum esse videt“. In bezug auf die Schweizer wäre daher Luthers Urteil selbst von reformierter Seite aus als zutreffend anerkannt. Um nun

den notwendigen, aber recht mißlichen Folgerungen aus diesen Zugeständnissen zu entgehen, hat man schon viele Versuche gemacht, zwischen Zwingli und seinem „großen Nachfolger“ einen gewaltigen Unterschied zu setzen. Ströbel schreibt über diesen Punkt: „Man hat dem Calvin die Rolle eines Vermittlers zwischen der lutherischen und der zwinglischen Denkweise aufbürden wollen, aber zwischen Zwingli und Luther gibt es kein Mittleres. Wäre Calvin andern Sinnes und Geistes gewesen als sein Glaubensgenosse in Zürich, so hätte ein Consensus Tigurinus nicht zustandekommen können. Im Gegenteile ist eben jener 1549 abgeschlossene *Mutuus consensus Tigurinae ecclesiae Calvini, Farelli, reliquorumque fidelium Geneventium et Neocomensium ecclesiae ministrorum* stets als ein Beweis angesehen worden, daß sie, mit Zwinglis Sinn und Wesen einverstanden, der zürcherischen, diesen Sinn und Geist festhaltenden Kirche völlig beigeistimmt hätten, wie denn auch Calvin seine Geistesverwandtschaft mit Zwingli nie in Abrede gestellt hat. Alles, was nach dem Zeugnis der Geschichte im vorliegenden Falle zugeitanden werden kann, läuft darauf hinaus, daß die französisch reformierten manches als besonders wichtig hervorheben, was die eigentlichen Schweizer als unwesentlich in den Hintergrund stellten; wie sich in der Folge zeigen wird, daß die Genfer nichts zutage gebracht haben, was die Züricher nicht schon früher gewußt hätten. Man sollte deshalb jene leere Einbildung fahren lassen und das Verhältnis zwischen den Häuptern der reformierten Kirche nicht anders bestimmen wollen, als jene es selbst bestimmt haben, nämlich dahin, daß in allen wesentlichen Punkten Zwingli wie Calvin, Skolampadius wie Farell, Carlstadt wie Beza gedacht und gehandelt habe, daß demnach auch keiner dem andern entgegengesetzt oder von ihm getrennt werden dürfe, weil sie samt und sonders in einem Sinn und Geist ihr Werk getrieben haben, und darum auch einer von ihnen für alle und alle für einen stehen.“ (Zeitschrift IV, 79.)

Bei allen Lehrdifferenzen darum, wie sie sich in der reformierten Kirche im engeren Sinn finden, und die in dieser Kirche im weiteren Sinn, nämlich an den schier zahllosen Tochterkirchen derselben, in erhöhtem Maße zutage treten, ist es immer ein und derselbe Geist, der das Ganze durchdringt, ist es immer ein und dieselbe Grundrichtung, auf die sich alle Differenzen und Abzweigungen zurückführen lassen. Ja, gerade daß die reformierte Kirche Leute verschiedener Konfessionen als Glaubensbrüder anerkennt, und heute noch, wie in Marburg, mit tränenden Augen selbst die lutherische Kirche um Glaubensbrüderschaft angeht, ist eins der allerstärksten Zeichen ihres andern Geistes. Es ist der Geist, der im Bezweifeln, in Widersprüchen, Gegenfäßen und bunten Meinungen seine harmonische Ausbildung findet.

Im folgenden gedenken wir, dem „andern Geist“ an etlichen Punkten im einzelnen nachzuweisen.

§. Spd.

(Schluß folgt.)

Was lehrt die Schrift von der Seele?

(Eingefandt auf Beschluß des Mittleren Konferenzdistrikts von Nord-Illinois von G—h.)

(Schluß.)

3. Die Unsterblichkeit der Seele.

Gegen ausgesprochene Materialisten (oder moderne „Monisten“) die Unsterblichkeit der menschlichen Seele erweisen zu wollen, das wäre verlorene Mühe. Mit aller Aufbietung von Logik und Scharfsinn bringen wir es nicht weiter, als es Plato schon gebracht hat, nämlich zur Wahrscheinlichkeit, daß der Geist des Menschen unsterblich sei, da er mit Vernunft von Gott begabt ist, also unendlich hoch über dem Tiere steht, da er in diesem Leben nie zur Zufriedenheit und Ruhe kommt und da in diesem Leben manche Verbrechen nicht gesühnt werden, also eine Strafe nach dem Tode erheischen. Jedoch unumstößliche Gewißheit betreffs der Unsterblichkeit kann uns weder Philosophie noch Vernunft geben.

Anders steht die Sache mit solchen, die noch die Heilige Schrift als Gottes Wort anerkennen, oder sie doch wenigstens Regel, Richtschnur und Grundlage ihres Glaubens sein lassen wollen. Wenn von solchen, wie z. B. von Socinianern und Adventisten, die Unsterblichkeit der Seele geleugnet wird, so kann man verhältnismäßig leicht nachweisen, daß solche Leugnung gegen Gottes Wort verstößt. Denn in beiden Testamenten, sowohl im Alten wie im Neuen, wird zweifellos gelehrt, daß die Seele des Menschen unsterblich, unvergänglich sei.

Wir wollen versuchen, dies aus etlichen Aussagen der Schrift darzutun. Wir beginnen dabei mit dem Neuen Testament, und zwar deshalb, weil dasselbe anscheinend unmittelbarer, ausdrücklicher und häufiger die Unsterblichkeit der Seele bezeugt als das Alte Testament.

1. Beweis aus dem Neuen Testament, daß die Seele unsterblich sei. — Der Herr sagt Matth. 10, 28 ausdrücklich, daß der Leib getötet werden könne, die Seele aber nicht. Was aber nicht getötet werden kann, ist unsterblich. Dazu sagt schon Augustinus: „Wie kann ich sicher sein, daß die Seele nicht stirbt? Höre den Herrn selbst, der seinem Diener dies versichert: „Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töten und die Seele nicht können töten!“ Also ist die Seele gewiß unsterblich.“ Wer mit Socinianern und Adventisten hier entgegen will, daß es in dem Nachsatz doch heiße: „Fürchtet euch aber vielmehr vor dem, der Leib und Seele verderben mag in die Hölle!“ und weil „verderben“ dem „töten“ im Vordersatz parallel sei, so bezeichne es auch dasselbe, und also werde hier wenigstens dies ausgesprochen, daß die Seelen der Gottlosen in der Hölle getötet würden, also nicht am Leben blieben, also nicht unsterblich seien, dem entgegen wir: Aus dem parallelismus membrorum kann man nie mit Gewißheit eine

Lehre ableiten; bleiben wir daher lieber bei dem Wortlaut. Wenn es nun von Leib und Seele der Gottlosen heißt, daß Gott sie in der Hölle „verderbe“, so ist damit die Strafe der Hölle, die ewige Qual, das „ewige Verderben“ (2 Theß. 1, 9) bezeichnet, welches am jüngsten Gericht als Strafe über die Gottlosen verhängt wird. Ein eigentliches Sterben oder Getötetwerden in dem Sinne, wie man von dem Leibe sagt, daß er getötet werde, kann das nicht sein, weil der Tod des Leibes nur einen Augenblick währt (als Akt betrachtet), während die Schrift bezeugt, daß die Qual der Hölle von Ewigkeit zu Ewigkeit währt, Apok. 20, 10. Wird es aber ein „ewiges Verderben“ (2 Theß. 1, 9) sein, und „wird der Rauch ihrer Qual aufsteigen von Ewigkeit zu Ewigkeit“ (Apok. 14, 10), so wird auch Leib und Seele derer, die in der Hölle sind, von Ewigkeit zu Ewigkeit „leben“, unsterblich sein. Allerdings wird auch dies ewige Verderben in der Hölle ein Tod, „der andere Tod“, genannt; jedoch wird in der Schrift über diesen Ausdruck eine genaue Definition gegeben: „Dieser andere Tod ist der feurige Pfuhl (oder Feuersee)“, Apok. 20, 14. Und so ist allem Mißverständnis, als ob der andere Tod eine Vernichtung und ein Aufhören der Verdammten wäre, aller Vorwand entzogen. — Aus den Worten des Herrn Matth. 10, 28 ergibt sich also unwidersprechlich, daß die Seele nicht stirbt, wenn auch der Leib getötet wird; ferner, daß die Seelen der Gottlosen in der Hölle wieder ihre Leiber haben werden; endlich, daß sie in der Hölle vom Herrn „verderbt“, das ist, mit ewiger Qual und Pein gestraft werden, gleichsam ein ewiges Sterben, den „andern Tod“ erleiden.

Die Lehre von der Ewigkeit der Höllestrafen ist der große Stein des Anstoßes, der denen, die Gott nach dem Maßstab ihrer Vernunft und ihrer Phantasie und nach den schwärmerischen, selbst den Teufel noch in den Himmel bringen wollenden Liebesduseleien ihres von Gottes Wort entfremdeten Herzens beurteilen, zum Fall reichen muß; ebenso aber auch denen, die in eigenem Werk ihre vor Gott gelten sollende Gerechtigkeit suchen und denen ihr Gewissen daher stets vorhält, daß sie vor Gottes Gericht nicht bestehen werden. Sie suchen sich dann damit wenigstens zu trösten, daß sie die Ewigkeit der höllischen Strafe leugnen und die klaren Schriftausagen verdrehen. Jedoch klare Schriftausagen lassen sich nicht so leicht verkehren: jeder Unbefangene, der die Schrift nimmt, wie sie lautet, versteht auch gar bald, was sie meint.

Wenn es Mark. 9, 43 von der Hölle heißt, daß sie ein unauslöschliches Feuer sei, W. 44—48 dreimal dasselbe wiederholt, und jedesmal die Qual der Hölle als eine ewige auch durch die Worte hervorgehoben wird: „da ihr Wurm nicht stirbt und ihr Feuer nicht verlöscht“, so ist das wahrlich klar genug geredet. Da weist der Heiland offenbar hin auf die Worte, mit denen der Prophet Jesaias sein Buch schließt, wo er die Verdammten als „Reichname der Leute, die an Gott

mißhandelt haben“, beschreibt, und mit diesem Ausdruck ebenfalls die ewige Höllequal als ewiges Sterben kennzeichnet.

Daß die Seelen derer, die jetzt schon in der Hölle sind, tatsächlich existieren, während ihre Leiber längst zu Staub geworden sind, daß solche Seelen auch empfinden, z. B. hören können, geht zweifellos auch aus den Worten 1 Petr. 3, 19 hervor, wo es heißt, daß Christus nach seiner Lebendigmachung hingegangen sei und gepredigt habe den Geistern derer, die ehemals der Predigt Noahs nicht geglaubt hatten. Da hier mit dem „Gefängnis“ (*φυλακή*) der Ort bezeichnet wird, an welchem die Geister der ehemals Ungläubigen bewahrt werden, so kann man darunter mit Grund und Recht nur das verstehen, was die Schrift sonst „Hölle“ nennt. Diese Stelle lehrt uns für unsern Zweck einmal, daß die Seelen dieser Ungläubigen nicht mit ihrem Tode in der Sündflut vernichtet worden waren, sondern schon Jahrtausende ohne einen Leib existierten, denn sie werden Geister (*πνεύματα*) genannt; sodann aber auch dies, daß sie empfindungsfähig waren, denn sonst hätte ihnen Christus nicht gepredigt. Endlich, sie waren im Gefängnis, also jedenfalls nicht am Orte der Seligkeit, sondern an einem Orte der Qual, den sie auch nicht verlassen konnten.

Eben dasselbe lehrt uns auch der Herr ausdrücklich und ausführlich in dem Gleichnis von dem reichen Manne und dem armen Lazarus, Luk. 16, 19—31. Ob es eine wirklich geschehene Geschichte war oder nur ein Gleichnis, ändert an dem Lehrgehalt dieses Abschnitts auch nicht das Geringste. In beiden Fällen ist der Skopus des Herrn bei dem Vortrag dieser Begebenheit doch derselbe: er will uns lehren, daß aus den Umständen dieses Lebens, ob es uns wohlgehe oder nicht, kein Schluß auf den Gnadenstand vor Gott berechtigt sei. Dabei läßt er uns im zweiten Teile, der seiner Ausführlichkeit wegen auch als Hauptteil erscheinen könnte, einen Blick in das Jenseits tun, um uns über das Schicksal der abgetrennten Seelen zu belehren. Von dem reichen Manne, der alle Tage herrlich und in Freuden lebte, sagt der Herr, daß er starb und begraben ward. Sein Leib ward also mit großen Ehren der Erde übergeben („begraben“, bei Lazarus gar nicht erwähnt). Und während sein Leib in der Erde lag, befand er sich in der Hölle und in der Qual. Er, sein eigentliches Ich, seine Seele, war also am „Ort der Qual“ (*τόπος τῆς βασάνου*, B. 28) und mußte leiden. (Offenbar bezieht sich der Herr hier auf Ps. 49, 15: „Sie liegen in“ 2c.) Wer angesichts dieses Lehrvortrags unsers Herrn Jesu behauptet (wie die Adventisten, „Scripture Ref.“, p. 28), daß hier „die im Hades befindlichen Leute als lebend hingestellt werden, ähnlich wie man heute in Parabeln Tiere und Bäume sprechen läßt“, der schlägt doch offenbar der Schrift ins Angesicht, der sucht Ausflucht, um das leugnen zu können, was ihn Gott gerade lehren will. Und dabei merken sie nicht, wie sie sich selbst schlagen; denn wenn da „Leute“ im „Hades“ sind, so sind sie auch lebendig; Tote nennt man nicht Leute,

sondern Leichname. Und was soll man davon denken, daß der Herr Leichname habe sollen sprechen lassen! und zu welchem Zweck?

Haben wir bisher gesehen, daß die Seelen der Gottlosen nach dem Tode des Leibes fortleben, aber in höllischer Qual, so wollen wir noch an einigen Aussagen der Schrift sehen, welches das Schicksal der Seelen der Gerechten nach dem Tode sei.

Akt. 7, 59 heiset Stephanus: „Herr Jesu, nimm meinen Geist auf!“ Und dann „entschlief er“. Daraus geht deutlich hervor, daß der Geist (Seele) des Stephanus zu seinem Heilande einging, während der Leib entschlief und von gottesfürchtigen Leuten in sein Schlafkammerlein gelegt wurde, Akt. 8, 2. Der Herr Jesus, den Stephanus anrief und zu dem sein Geist einging, war aber weder im „Hades“ noch im Grabe, noch an einem andern Ort als eben zur Rechten Gottes, also in der Herrlichkeit, im Himmel der Seligen. Und daß dies Gebet des Stephanus nicht etwa aus einem falschen Wahne entsprungen sei, wie ein Schriftverdrehen vorgeben könnte, geht hervor aus dem Zeugnis der Schrift, die da sagt, daß Stephanus mit dem Heiligen Geist erfüllt war (Akt. 7, 55), und ebenso aus den Worten des Apostels Paulus, der von sich sagt:

Phil. 1, 23: „Ich habe Lust, abzuschneiden und bei Christo zu sein, welches auch viel besser wäre“ (nämlich um meinetwillen, R. 24). Sein Ich, sein Geist, wollte also bei Christo in der himmlischen Freude sein. Ebenso redet er 2 Kor. 5, 8, daß seine Heimat bei Christo sei, die Gläubigen aber auf Erden in der Fremde wassen, nachdem er versichert hat 2 Kor. 5, 1 ff., „daß, sobald das Zelthaus unsers irdischen Leibes abgebrochen werde, uns ein Bau bereit sei im Himmel, eine ewige Behausung vor Gott“. Sollte er mit solchen Ausdrücken wohl das Grab, oder den „Hades“ (Scheol) haben bezeichnen wollen, wie manche Narren meinen?

Eine weitere Stelle, die uns sagt, daß die Seelen der Gläubigen sofort nach „Ablegung ihrer irdischen Hütte“ (2 Petr. 1, 14) in die himmlische Seligkeit eingeht, ist die Verheißung, die der Herr am Kreuze dem bußfertigen Schächer gab: Luk. 23, 43. Dieser bat: „Herr, gedenke mein, wenn du in dein Reich kommst (oder: gekommen bist)!“ Er bat also den Herrn, er möchte seiner in Gnaden gedenken, wenn er wiederkäme in seine Herrlichkeit zum Gericht, um sein Reich zu offenbaren und den Seinen das herrliche Erbe seines Reiches zu überantworten. Daß dies der Sinn der Bitte sei, geht hervor aus einer Vergleichung mit 2 Tim. 4, 1 und Matth. 25, 34. Und da der Schächer wahrscheinlich in dem jüdischen Wahn (der im Talmud weiter ausgebildet und fixiert ist) befangen war, daß erst mit der Auferstehung am jüngsten Tage die ewige Seligkeit den Gläubigen zuteil werde, so verheißt ihm der Herr mit einer Beteuerung, daß er noch heute, noch am selben Tage, zu ihm ins Paradies eingeht. Das „heute“ in dieser Verheißung soll die verkehrte Meinung des Schächers zerstören;

es steht im Gegensatz zu dem Tage des Kommens Christi in seinem Reiche. Schon deshalb kann der Herr nicht gesagt haben: „Wahrlich, ich sage dir heute, du wirst“ u., wie die Adventisten interpungieren. Auch in anderer Hinsicht wäre es absurd, so etwas anzunehmen; denn daß der Herr es nicht gestern oder übermorgen zu ihm sagte, wußte der Schächer schon ganz von selbst.

Mehrere andere Stellen, denen zufolge die Seelen der im Herrn Gestorbenen in das Paradies versetzt werden, sind: Apok. 6, 9; 20, 4; 14, 13; auch Matth. 22, 32 (Luk. 20, 38; Mark. 12, 27), wo Abraham, Isaac und Jakob als vor Gott Lebende bezeichnet werden.

2. Beweis aus dem Alten Testament, daß die Seele unsterblich ist. — Franz Delišsch sagt (Komm. zu Jes., Kap. 65): „Von einem seligen Jenseits weiß überhaupt das Alte Testament nichts. Jenseits des Diesseits liegt der Hades, Scheol“ u. (Zitiert im Ber. der Freik. 1885, 37.) Ihm fiel es selbstverständlich nicht ein, die Unsterblichkeit der Seele damit leugnen zu wollen; wohl aber neigte er zu dem römischen Irrtum, daß erst durch die Höllensfahrt Christi die alttestamentlichen Gläubigen aus dem Scheol befreit und ins himmlische Paradies eingeführt worden seien.

Adventisten und andere Schwärmer behaupten, daß „Scheol“ nur in einer Bedeutung gebraucht, nämlich daß damit nur das „Grab“ bezeichnet werde. Darin suchen sie dann einen „Beweis“ für ihre Träumerei, daß das Alte Testament nichts von Unsterblichkeit wisse.

Aus manchen Stellen des Alten Testaments aber geht klar hervor, daß die alttestamentlichen Gläubigen sowohl die Unsterblichkeit der Seele glaubten, als auch dies, daß sie sofort nach dem leiblichen Tode (oder dem Verlassen dieser Welt) zu Gott und zur seligen Ruhe des Volkes Gottes gingen. Wenn diese beiden Wahrheiten nicht in so klaren, ausdrücklichen Worten wie im Neuen Testament zum Ausdruck kommen, so hat das seinen Grund darin, daß es eben damals nicht nötig war, solche allbekannten Wahrheiten noch besonders zu betonen und auszuführen. Jedermann in Israel wußte von Kind auf, daß „die Seelen der Gerechten in Gottes Hand seien, und daß keine Qual sie anrühre“. Erst nach dem Exil und nach der Zeit der Propheten fand es ein frommer Schriftsteller nötig, diese Wahrheit gegen den zunehmenden Unverstand und Unglauben zu betonen, wenn er schreibt: „Gott hat den Menschen geschaffen zum ewigen Leben und hat ihn gemacht zum Wilde, daß er gleich sein soll, wie er ist. Aber durch des Teufels Reid ist der Tod in die Welt gekommen; und die seines Teils sind, helfen auch dazu. Aber der Gerechten Seelen sind in Gottes Hand, und keine Qual rühret sie an. Von den Unverständigen werden sie angesehen, als stürben sie, und ihr Abschied wird für eine Pein gerechnet und ihre Hinfahrt für ein Verderben; aber sie sind im Frieden“, Weish. 2, 23 ff.

Gen. 5, 24 ist die erste Stelle, wo uns der selige Eingang eines Menschen zu Gott beschrieben wird. Henoch führte ein göttlich Leben, und „Gott nahm ihn hinweg“. Das Hinwegnehmen ist durch *lakaah* ausgedrückt und heißt „annehmen, aufnehmen, ad se recipere“ (Gerh., comm. ad l.). Henoch wurde also „zu Gott aufgenommen“, und damit kann doch wohl nichts anderes als seine Versetzung in ein „seliges Jenseits“, in den Himmel, bezeichnet werden. Denn „unser Gott ist im Himmel“.

Eine sehr ähnliche Beschreibung lesen wir bei der Himmelfahrt des Elias, den die heiligen Engel in Gestalt von feurigen Wagen und Rossen gen Himmel holten, 2 Kön. 2, 11.¹⁾ Unter diesen feurigen Gestalten erschienen offenbar Engel, die nicht allein Seraphim (von *saraph*, brennen; vgl. auch 2 Kön. 6, 17) genannt, sondern auch mit „Feuerflammen“ verglichen werden, Ps. 104, 4. So heißt es auch Luk. 16, 22, daß die Engel die Seele des Lazarus in Abrahams Schoß trugen. Nun wird uns aber ferner Matth. 17 berichtet, daß auf dem Berge der Verklärung Moses und Elias dem Herrn erschienen seien als Boten aus dem Himmel, da sie mit dem Herrn redeten von dem Ausgang, welchen er sollte erfüllen zu Jerusalem, besonders, da sie auch „in Herrlichkeit“ erschienen, Luk. 9, 30 f. Beide waren also schon im Himmel. Von Moses aber heißt es nicht, wie von Elias, daß er lebendig gen Himmel genommen sei, sondern daß er gestorben sei auf dem Berge Nebo, und daß der Herr selbst seinen Leib begraben habe, Deut. 34, 6. Da nun Moses durch seinen Tod in die himmlische Herrlichkeit eingegangen ist, wie aus dem aus dem Neuen Testament auf seinen jetzigen Zustand fallenden Licht erhellt, so muß auch die Rede-weise, mit welcher ihm sein bevorstehender Tod angekündigt wurde, diese Bedeutung haben, daß dadurch die Versetzung in die Seligkeit bezeichnet wird. Es sind das die Worte: „versammelt werden zu seinem Volk“. „Versammle dich zu deinem Volk“, sprach der Herr zu ihm Deut. 32, 50. Diese Worte lesen wir auch Gen. 25, 8 von Abrahams, 35, 29 von Isaaks, 49, 29 von Jakobs Tod, von welchen auch der Herr bezeugt, daß sie „im Himmelreich sitzen“, Matth. 8, 11.

Das Resultat dieser Zusammenstellung verschiedener Schriftausagen des Alten im Lichte des Neuen Testaments liegt klar und unmißverständlich vor den Augen jedes Unbefangenen. Es ist kein anderes als dies, daß die Gläubigen des Alten Bundes sofort nach ihrem Abschied von dieser Welt „zu ihrem Volke versammelt“, das heißt, wie eben erwiesen, in die Herrlichkeit des ewigen Lebens aufgenommen wurden. Sie mußten also nicht in einem mißdeuteten Scheol bis zur Höllenfahrt Christi oder gar bis zum Jüngsten Tage warten. Von außerordentlichen Gnadenertweisen, wie bei Henoch und Elias, abge-

1) Freilich ist Elias, wie eben auch Henoch zugleich dem Leibe nach in den Himmel versetzt.

sehen, war also der leibliche Tod die Tür zum Himmel, das Mittel, durch welches die Gläubigen „zu Gott aufgenommen“ wurden. So auch heute noch, wie uns Stephanus und der Schächer zeigen.

Eine andere Stelle ist Jes. 63, 16. Da sagt der Prophet: „Abraham weiß von uns nicht, und Israel kennet uns nicht.“ In diesen Worten wird voraussetzungsweise die Existenz, das Leben Abrahams und Isaaks behauptet; aber trotzdem sie leben, nämlich im Himmel, so kümmern sie sich doch nicht mehr um die Dinge dieser Welt, wissen nichts mehr davon.

Jes. 57, 1. 2 heißt es von den Gerechten, daß sie „zum Frieden kommen“, wenn sie „weggerafft werden vor dem Unglück“. „Zum Frieden kommen“ aber kann unmöglich etwas anderes bezeichnen, als zur Seligkeit gelangen; denn schalom ist dem Israeliten der Inbegriff alles Guten.

Außer auf Dan. 12, 13 weise ich zum Schluß noch auf Pred. 12, 7, wo Salomo in unzweideutigen Worten sagt, daß „der Staub muß wieder zur Erde kommen, wie er gewesen ist, und der Geist wieder zu Gott, der ihn gegeben hat“. Wenn Adventisten zu dieser letzten Stelle bemerken: „Der Lebensodem oder das Lebensprinzip, das Gott dem Menschen gegeben hat, kehrt wieder zu demjenigen zurück, der es gegeben hat, jedoch niemals als ein vernünftiges und verständiges Wesen, sondern einfach als Lebensprinzip; und dieses können die Menschen nicht zerstören“, so liegt es, wenn wir die vorhin behandelten Aussagen der Schrift nicht aus den Augen lassen, für jeden vernünftigen Menschen auf der Hand, daß nur die schändlichste Betrügerei und Schriftverdrehung die Worte Salomos in solcher Weise deuten kann, da doch eben Salomo in diesem Buche stets auf das nach dem Tode erfolgende Gericht hintweist. Nur noch einen Schritt weiter, und solche Schwärmer sind beim Buddhismus mit seinem Nirwana, in das die Seele für immer aufgehen soll, glücklich angelangt.

Übrigens bin ich der gewissen Meinung, daß unter den Redeweisen des Alten Testaments (z. B. Jes. 45, 22; Ps. 31, 6; 91, 16; Lev. 18, 5, vgl. mit Luk. 10, 28 und unzähligen andern) auch der selige Zustand der Gläubigen im Jenseits für die Zeitgenossen des Alten Testaments unzweideutig und unmißverständlich ausgesprochen war, wenn auch selbst gelehrte Hebräer heutzutage solche Ausdrücke in ihrer vollen Bedeutung nicht mehr verstehen, da es eben eine „tote“ (und doch so lebensvolle) Sprache ist. —

Was die Schrift über den jetzigen Zustand der durch die Sünde verderbten Seele aussagt (z. B. Ps. 51, 7; Hiob 14, 4; Ps. 14; Joh. 3, 6; Röm. 5, 12; Eph. 2, 1. 5), gehört unter die Lehre von der Erbsünde.

Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

I. Amerika.

Zu ihrer bekannten Einschränkung des *sola gratia* haben sich die Ohioer auch im vorigen Jahre wieder bekannt. Dafür mögen hier etliche Stellen folgen. Die „Theologischen Zeitblätter“ (1909, S. 106) lehren, „daß bei der Gnadenwahl wie bei der Befehrung und demnach bei der wirklichen Erlangung der Seligkeit etwas auf das (bei der Gnadenwahl vorhergesehene) Verhalten des Menschen der befehrenden und seligmachenden Gnade Gottes gegenüber ankommt, daß es nicht einerlei ist, welcher Art dieses Verhalten ist, daß die wirkliche Erlangung der Seligkeit in diesem Sinne mit davon abhängig ist und nicht allein von Gott und seiner Gnade“. Ohio bleibt also dabei: die Befehrung und wirkliche Erlangung der Seligkeit ist mit abhängig vom Verhalten des Menschen und nicht allein von Gott und seiner Gnade. Wohl nie ist selbst von offenbaren Synergisten diese Zeugnung des *sola gratia* mit solchem Fanatismus und solcher Behemung vorgetragen worden als in den berüchtigten Worten der ohioischen „Kirchenzeitung“ von 1885 (S. 76): „Wir halten es für unchristlich und heidnisch, wenn man sagt, daß die wirkliche Erlangung der Seligkeit in keiner Hinsicht vom Verhalten des Menschen der Gnade Gottes gegenüber, sondern in jeder Hinsicht allein von Gott abhängig sei. Ein Pastor, der einer solchen gottlosen Lehre gemäß predigt und Seelsorge treibt, ist ein Wolf und Teufelsapostel.“ Diese schrecklichen Worte werden von den „Zeitblättern“ also verteidigt (S. 105): „Unser von den Missouriern schon öfters als Vogelscheuche für ängstliche und mit unserer Lehrstellung nicht genau bekannte Gemüter angeführter Satz ist für jeden, der ihn nur ordentlich ansieht und nicht mißverstehen will, an sich deutlich genug. Er sagt allerdings, daß unsere Seligkeit nicht in jeder Hinsicht allein von Gott abhängig sei. Das kann allenfalls mißverstanden werden; aber gerade deshalb, um jedes Mißverständnis abzuschneiden, heißt es vorher, daß die wirkliche Erlangung der Seligkeit in gewisser Hinsicht vom Verhalten des Menschen der Gnade Gottes gegenüber abhängig sei, daß es also für unsere Seligkeit nicht einerlei sei, wie wir uns der befehrenden und seligmachenden Gnade gegenüber verhalten, ob wir sie vermöge der kräftigen Einwirkung eben dieser Gnade annehmen, oder ob wir sie trotz derselben zurückweisen und verwerfen. Und in dem Sinne, und nur in dem Sinne, sagen wir, ist die wirkliche Erlangung (nicht etwa die Erwerbung und Anbietung derselben) nicht allein von Gott abhängig; denn wenn sie das doch wäre, müßte er mit seiner Gnade unwiderstehlich wirken. Das alles liegt für einen verständigen Leser schon in jenem Satze selbst; es ist aber auch wiederholt noch ausdrücklich und ausführlich erklärt worden.“ Daß die Erwerbung und Anbietung der Seligkeit Sache der *sola gratia* ist, lassen die „Zeitblätter“ gelten. Was aber die wirkliche Erlangung der Seligkeit betrifft, so bleiben sie dabei, daß dieselbe nicht allein von Gott und seiner Gnade abhängig sei, sondern auch vom Verhalten des Menschen der Gnade Gottes gegenüber.“ Darüber schweigen sie aber, ob die Ohioer die Lutheraner, welche auch bei der Aneignung und wirklichen Erlangung der Seligkeit nur das *sola gratia* kennen und danach predigen und Seelsorge treiben, immer noch für Wölfe und Teufelsapostel erklären. Selbst

die „Zeitblätter“ scheinen keine Lust zu verspüren, auch in dieser Hinsicht analoga zu dem dictum der „Kirchenzeitung“ von 1885 zu liefern.

J. B.

Von der Mitwirkung des Menschen und seiner Tätigkeit zum Guten, ehe er den Glauben hat, schreiben die ohioischen „Zeitblätter“ 1909 (S. 283): „Der Mensch soll nicht sorglos und untätig seine Befehrung abwarten wollen, sondern tätig sein zum Guten schon vor der Beendigung derselben.“ „Der menschliche Wille kann schon vor der Vollendung seiner Befehrung tätig sein zum Guten.“ „Wenn die Befehrung nicht das Werk eines Augenblickes ist, sondern ihre Anfänge und ihre Fortschritte hat, so wird auch der menschliche Wille nicht in einem Augenblick umgewandelt, sondern er wird nach und nach mehr und mehr und folglich schon vor der Vollendung der Befehrung befähigt, zum Guten tätig zu sein. Und das Gute, was der Mensch tun kann, soll er auch tun.“ Unter Vollendung der Befehrung verstehen die „Zeitblätter“ die Glaubensschenkung. Ferner S. 287: „Beginnt also der Kampf zwischen Fleisch und Geist mit den ‚prima initia fidei et conversionis‘, so beginnt er nicht erst mit der völligen conversio, sondern schon vorher. Und in diesem Kampfe ist selbstverständlich der Wille des Menschen tätig: ‚Manifestum est, illum luctam non fieri sine motu nostrae voluntatis.‘ Da hätten wir also eine Tätigkeit, eine Synergie des menschlichen Willens zum Guten, schon ehe der Glaube und die Wiedergeburt da ist? Ja freilich; aber nicht ehe die Wirkung des Geistes der Wiedergeburt da ist, nicht ehe dieser Geist gewirkt hat; nicht eine Synergie aus natürlichen Kräften, sondern aus den vom Heiligen Geist gewirkten neuen Kräften und Trieben.“ Seite 288: „Uns Menschen kommt in der Befehrung eine Tätigkeit (partes) zum Guten zu, in der Befehrung, nicht erst nach derselben.“ Von diesem Synergismus und der obigen Beschränkung des SOLA gratia behaupten die Ohioer (J. B. Th. Bbl. 1909, S. 173): es sei genau dieselbe Lehre wie die des lutherischen Bekenntnisses, das auch alle alten Dogmatiker genau so verstanden wie Ohio. Aber selbst die Dogmatiker des 17. Jahrhunderts betreffend bemerkt die „Theologische Quartalschrift“ (6, 216): „Wir werden nicht zugeben, daß der Nachweis“ [die Lehre der Ohioer stimme mit der Lehre der Dogmatiker] „erbracht worden ist; jene Dogmatiker haben es sich nicht träumen lassen, daß ihre Darstellungsweise nach zweihundert Jahren so ausgebeutet werden würde, wie das geschehen ist und noch geschieht.“

J. B.

Naives Urteil über den Gnadenwahlstreit. Das Blatt der St. Katharina-Synode in Südamerika schreibt über den Gnadenwahlstreit: „Unseres Erachtens ist nicht die Lehredifferenz, sondern hauptsächlich die gerügte Kampfesweise die Ursache, daß der Streit noch nicht beigelegt ist. Denn beide Teile kämpfen für das Kleinod, daß wir allein aus Gnaden selig werden, Missouri im Gegensatz gegen alle und jede Werkgerechtigkeit (Abweg der Römischen), Ohio im Gegensatz gegen alles, was der Gnade Gottes den Schein der Willkür geben könnte (Abweg der Reformierten). Auf solcher Grundlage müßte es zum Frieden kommen, zum wahren Frieden, in welchem kein Krieg versteckt ist, der nicht Gegner unterwirft, sondern Freunde vereint.“ Ohio lehrt: Befehrung und Seligkeit hängt offenbar nicht in jeder Hinsicht allein von Gott und seiner Gnade ab, weil sonst alle Menschen befehrt und selig würden. Trotzdem soll auch Ohio kämpfen für das SOLA gratia!

J. B.

Von der deutschen Arbeit des Generalkonzils schreibt das neue Blatt des Konzils, „Der Deutsche Lutheraner“: „Niemand wird leugnen, daß das Generalkonzil der lutherischen Kirche in Nordamerika deutsche Interessen hat. Es ist ursprünglich aus deutschen Synoden erwachsen. Ein großer Teil seiner Pastoren und Gemeinden ist heute noch deutsch. Ganze Synoden gebrauchen nur die deutsche Sprache in ihren Verhandlungen, und nirgends bieten sich dem Wachstum des Generalkonzils so günstige Aussichten als auf dem Gebiete der deutschen einheimischen Mission. Es würde auch unrecht sein, zu leugnen, daß das Generalkonzil seine deutschen Interessen wieder wahrzunehmen beginnt. Lange Zeit hat es freilich so ausgefallen, als würden die Aufgaben, die dem deutschen Teil dieses Körpers gestellt sind, ungebührlich vernachlässigt und zurückgestellt. Einzelne Personen, auch einzelne Synoden nahmen wohl einmal einen Anlauf, machten sogar Hie und da heroische Anstrengungen, das deutsche Werk zu fördern, es fehlte aber an einem planmäßigen, zielbewußten Handeln mit vereinten Kräften. Daraus läßt es sich erklären, daß die Geschichte der deutschen lutherischen Kirche hierzulande und besonders der deutschen einheimischen Mission (das Wort in seinem allgemeinen Sinne genommen, ohne Reflexion auf die offizielle Behörde), trotz aller aufgewandten Opier und trotz aller erzielten Erfolge, eine Geschichte der veräumten Gelegenheiten ist. Neuerdings scheinen nun die deutschen Interessen im Generalkonzil wieder größere Beachtung zu finden. Nicht nur die deutschen Synoden wachen auf zu regerer Tätigkeit auf allen Gebieten, auch der englische Teil unserer Kirche zeigt für unsere besonderen Nöte und Aufgaben ein freundliches Interesse. Das zeigte sich auch bei der letzten Versammlung des Generalkonzils in Minneapolis. Zwei Aufgaben insonderheit sind dem deutschen Teil des Generalkonzils gestellt, nämlich 1. die Sammlung deutscher Gemeinden und 2. die Heranbildung deutscher Pastoren.“ Nicht bloß vom Generalkonzil, sondern auch von der Generalsynode wird gegenwärtig mit großem Eifer auch in deutscher Sprache gearbeitet. Leider war es aber bisher ein vielfach verdünntes, verderbtes und unionistisches Luthertum, dem sie Eingang zu verschaffen suchten. J. B.

Revivals, für die auch wir eintreten. Die *Lutheran World* schreibt: „The United Lutheran is in favor of revivals. It thinks that we need a revival, and it is no doubt right. But our Lutheran cotemporary is careful to define what it means by the revival it advocates. It produces a fine bit of definition. It says: ‘A revival of the old-time thorough training of the children in God’s Word and the Catechism is what the church needs above all else. A revival of daily family prayers and home Christianity and daily home use of God’s Word and our Lutheran books of devotion; of parents’ showing by their daily walk and conversation that the kingdom of God and His righteousness is their chief concern in life and should be the children’s chief object in life; of love for the house of God and His church and His work; of genuine piety; of the sincere spirituality created and sustained by the Holy Spirit through the faithful use of God’s Word and the blessed sacrament of the Lord’s Supper; of prayer, praise, and thanksgiving,—such a revival would re-infuse the home and the church with a strong, sustaining power for the saving of the lost and wayward souls. Let us revive the Christian home-training and the Christian school for the young. This is the revival the

church needs.' " Das ist es, was Walther und die Missourier seit 70 Jahren angestrebt haben: insonderheit auch christliche Gemeindeschulen für die Jugend. Zu den bittersten Gegnern dieser revivals in Amerika gehörten aber in diesem Zeitraum gerade die Führer der Generalsynode: Schmucker, Kutz, Sprecher, Brown u. a. über ein halbes Jahrhundert hat es genommen, bis in der Generalsynode Leute, wie der Schreiber in der *World*, etwas mehr Verständnis für die obigen echt lutherischen revivals an den Tag legten. Und wie lange wird es noch dauern, bis diesen Generalsynodisten solche Gesinnung wirklich in Fleisch und Blut übergegangen ist und sie z. B. auch ein System von christlichen Gemeindeschulen ins Leben rufen?

J. B.

Die monatlich erscheinende Modezeitung *Delineator*, die an einer andern Stelle dieses Blattes erwähnt wird, eröffnet ihre erste Nummer von diesem Jahre mit einem Leitartikel über das neue Theater in der Stadt New York mit der Überschrift: „Eine brillante Versammlung von schönen Frauen und berühmten Männern bei der Eröffnung des neuen Theaters.“ Die Schreiberin des Artikels sagt, sie habe sich beizeiten auf den Weg gemacht, um die ruhelose, unwiderstehliche Welle von Licht und Leben und Farbe, die durch die vielen Eingänge geströmt, beobachten zu können, daß aber ihre street car, als sie von der Fünften Avenue in die 59. Straße eingebogen, plötzlich zum Stillstand gebracht worden sei durch eine lange Prozession von Kutschen und Motors, wohl eine halbe Meile lang, die sich langsam nach der 62. Straße bewegt hätte. Dann beschreibt sie das Theaterpublikum und sagt, sie hätte nie so etwas in ihrem Leben an Kleiderpracht und Glanz gesehen. Ein Korrespondent einer Londoner Zeitung, der den Weg über den Ozean besonders zu diesem Zweck gemacht hatte, bekannte, daß er seit der Krönung des Königs Eduard keine solche Kleider- und Schmuckpracht gesehen habe. Vor ein paar Wochen sahen wir aus derselben Stadt New York ein Bild, das eine ganz andere Szene darstellte, nämlich eine ganze Reihe von hungrigen und zum Teil zerlumpten Leuten, die sich vor einer Bäckerei Brot verabreichen ließen, das ihnen ein wohlthätiger Menschenfreund regelmäßig zu gewissen Stunden als Gabe zukommen läßt. Also an einem Orte die Herrlichkeit dieser Welt, Reichthum, Glanz, Fleischelust, Augenlust und hoffärtiges Wesen, Purpur und köstliche Leinwand, am andern Orte die bittere Armut, der arme Lazarus. Derselbe Kontrast wird aus Berlin berichtet. Welch ein Glanz wurde am Neujahrstage am Hofe und seitens des Adels und der höhern Beamtenwelt nicht entfaltet! Dagegen lesen wir, daß im Monat September das Nachtschl für Obdachlose in der Fröbelsstraße nicht weniger als 55,000 Menschen beherbergte. Braucht man sich angesichts solcher Zustände über das Anwachsen des Sozialismus zu wundern? Man wird fast versucht, mit jenem König von Frankreich, als es ihm anfangs auf seinem Throne schwiß zu werden, auszurufen: „Nach uns die Sündflut!“ (L. J. B.)

II. Ausland.

In der Borromäus-Enzyklika vom 19. Mai, die in Deutschland großen Unwillen erregt und viele Proteste ausgelöst hat, identifiziert sich Pius X. mit den Lästerungen und schamlosen Lügen Janssens, Denigès und anderer römischer Lästermäuler. Kardinal Borromäus war ein Mann nach dem Herzen des Papstes, denn sein Plan war, das Evangelium und dessen

Befenner mit Lügen und Mord, den beiden Hauptwaffen des Antichristen, auszurotten. Borromäus ist darum auch nicht lange nach seinem Tode vom Papst heiliggesprochen und jetzt wieder von Pius X. durch die Borromäus-Enzyklika als ein echter Sohn Roms gefeiert worden. Damit hat sich zugleich der jetzige große Heuchler in Rom, der sich mit Vorliebe den „Friedenspapst“ nennen läßt, öffentlich zu den Zwecken und Methoden des Borromäus bekannt. Und in der Enzyklika selber macht denn auch Pius X. von der Methode des Borromäus gleich ausgiebigen Gebrauch. Insonderheit zwei alte, grobe Lügen sind es, die Pius X. hier wieder der Welt aufsticht: 1. die Reformatoren seien rebellische, unsittliche, lasterhafte, sinnliche Menschen gewesen; 2. die Reformation selbst sei die Quelle aller Ketzereien und auch des heutigen Modernismus und Liberalismus. Die Tagespresse in den Vereinigten Staaten, die sonst mit Vorliebe über jede Sensation breit berichtet, hat die ganze aufregende Borromäus-Affäre so gut wie totgeschwiegen: ein neuer Beleg dafür, daß unsere Presse einen jesuitischen Knebel im Munde hat. In Deutschland aber ist auf zahlreichen Versammlungen die päpstliche Enzyklika entschieden verurteilt worden, wobei zugleich die Lutherdenkmäler mit vielen Kränzen geschmückt wurden. Eine rege Tätigkeit entwickelte dabei der „Evangelische Bund“, der zuerst und am lautesten seine Stimme gegen die Schmähungen des Papstes erhob und durch Kirchenrat D. Meier in Zwickau einen „Aufruf“ ergehen ließ, in dem er die Sachsen aufforderte, die Ehre des Protestantismus zu wahren und den vom Haß gegen den protestantischen Geistes- und Glaubensbesitz erfüllten Papst in die Schranken zurückzuweisen. Besonders zahlreich waren die Protestversammlungen in Bayern, wo Erzbischof Albert die Enzyklika lateinisch in seinem Diözesenblatt veröffentlicht hatte. Auch Katholiken verhehlten ihre Mißbilligung der päpstlichen Schmähungen nicht. Der katholische König Friedrich August von Sachsen drückte dem Papst schriftlich sein tiefstes Bedauern über die Enzyklika aus. Und ein erheblicher Teil der katholischen Presse in Deutschland erklärte, wenngleich etwas schüchtern, daß man den Angriff des Papstes auf die Reformation lieber nicht gesehen hätte, und bemerkte, daß derartige geschichtliche Urteile des Papstes keinen Anspruch auf Unfehlbarkeit hätten. Auch sonst wurden Zeugnisse von Katholiken gegen das Rundschreiben des Papstes veröffentlicht.

Die „Chr. W.“ teilt die schmählichste Stelle der Enzyklika lateinisch mit. Sie lautet: „Inter haec superbi ac rebelles homines consurgebant, inimici Crucis Christi, qui terrena sapiunt, quorum Deus venter est. Hi non moribus corrigendis, sed negandis Fidei capitibus animum intendentes omnia miscebant, latiore sibi aliisque muniebant licentiae viam, aut certe auctoritatem Ecclesiae ductumque defugientes, pro lubitu corruptissimi cuiusque principis populivae, quasi imposito iugo, doctrinam eius, constitutionem, disciplinam in excidium petebant. Deinde, iniquorum imitati morem, ad quos pertinet comminatio: Vae qui dicitis malum bonum et bonum malum! rebellium tumultum et illam fidei morumque cladem appellarunt instaurationem, sese autem disciplinae veteris restitutores. Re tamen vera corruptores extiterunt, quod, extenuatis Europae per contentiones et bella viribus, defectiones horum temporum et secessiones maturarunt, quibus uno velut impetu facto triplex illud antea disiunctum dimicationis instauratum est genus, a quo invieta et sospes Ecclesia semper evaserat: hoc est, primae aetatis cruenta certamina; domesticam

subinde pestem errorum; denique, per speciem sacrae libertatis vindicandae, eam vitiorum lumen ac disciplinae eversionem, ad quam fortasse nec aetas media processerat.“ Die papistische Berliner „Germania“ übersetzt die obige Stelle also: „Und unter diesen Umständen traten stolze und widerspenstige Menschen auf, Feinde des Kreuzes Christi, Menschen mit irdischer Gesinnung, deren Gott der Bauch war. Diese verlegten sich natürlich nicht auf die Besserung der Sitten, sondern auf die Leugnung der Dogmen; sie vermehrten die Unordnung und ließen für sich und andere der Zügellosigkeit freien Lauf, oder sie untergruben wenigstens, mit Verachtung der maßgebenden Führerschaft der Kirche und im Gefolge der Leidenschaften verkommener Fürsten und Völker, mit einer gewissen Tyrannei Lehre, Verfassung und Disziplin der Kirche. Dann ahmten sie jenen Gottlosen nach, denen die Drohung gilt: ‚Wehe euch, die ihr das Gute böse und das Böse gut nennt‘, und nannten den rebellischen Wirrwarr und die Verkehrtheit des Glaubens und der Sitten Reform und sich selbst Reformatoren. In Wahrheit aber waren sie Verführer, und indem sie durch Streitigkeiten und Kriege die Kräfte Europas erschöpften, haben sie die Empörung und den Abfall der modernen Zeiten vorbereitet, in denen sich die drei Arten von Kampf, die früher getrennt waren, und aus denen die Kirche immer siegreich hervorging, zu einem einzigen vereinigt haben: die blutigen Kämpfe der ersten Zeit, dann die innere Pest der Häresien, endlich, unter dem Namen der evangelischen Freiheit, jene Verderbtheit der Sitten und Verkehrtheit der Disziplin, zu der vielleicht das Mittelalter nicht gelangt war.“

So schmäh't der päpstliche Stuhl, auf dem Menschen gefessen haben, die Ranke als Virtuosen des Verbrechens bezeichnet, der Stuhl, der Rom zu einer Kloake aller Greuel und Laster gemacht und Tausende frommer Kinder Gottes verbrannt und gemordet und schier zahllose Ketzereien in der Kirche aufgebracht hat. Und von seinen Anhängern verlangt der scheinheilige, unfehlbare Lügner in Rom, daß sie allen Tatsachen zum Trotz seinen Schmähungen blindlings glauben und die Fürsten und Theologen der Reformation für moralisch verkommene Menschen und die Reformation selbst für die Quelle aller Irrjale halten! Freilich haben, wie bereits bemerkt, manche Papisten, denen die Enzyklika des Papstes recht unbequem ist, behauptet, diese Ausfälle des „heiligen Vaters“ auf die Reformatoren seien historischer Natur und gälten darum den Papisten nicht als unfehlbar. Aber mit Recht schreibt die „Chr. W.“: „Unwillkürlich wirft man die Frage auf, inwieweit diese Worte ex cathedra gesprochen sind und an der erklärten Unfehlbarkeit des Papstes teilhaben. Der rein geschichtliche Stoff der Erklärung scheidet aus; aber von ‚Glaube‘ und ‚Moral‘ wird doch gehandelt: soll und muß nun die ganze Kirche so glauben und urteilen? Wahrscheinlich werden wir über die dogmatische Tragweite der Enzyklika von den römischen Kanonisten niemals eine klare Auskunft bekommen. Und die katholischen Politiker und Journalisten haben erst recht kein Interesse, auf diesem Punkte Klarheit zu schaffen. Das gläubige Volk aber wird keinen Unterschied machen, wo seine Priester es diesen Unterschied nicht lehren. Die ganze Wucht der Enzyklika ruht in ihrem Verhältnis zur Unfehlbarkeit. Eben in diesen Tagen (6. Juni) hat der Wortführer von dreihundert Berliner Pilgern bei einer Audienz den Papst angerebet, wie folgt: ‚Wir verehren in Eurer erhabenen Person den Stellvertreter Jesu

Christi, das sichtbare Oberhaupt der allgemeinen christkatholischen Kirche, den gemeinsamen Vater der Hirten und Gläubigen, den unfehlbaren, von Gott gesetzten Lehrer der Völker, dessen unfehlbares Lehramt uns die Worte des ewigen Lebens überliefert. Nichts Neues, gewiß. Das Dogma der Unfallibilität besteht. Aber wie weit erstreckt es sich? Jedenfalls darf sich kein Katholik beklagen, wenn feierliche Äußerungen des Unfehlbaren von uns Protestanten strenger genommen werden als noch so polemische Ausfälle einzelner oder vieler protestantischen Charakters, selbst auch protestantischer Synoden und Kirchenbehörden, je von irgendwem genommen werden dürfen; denn wir sind allzumal bewußt fehlbar und haben keine andere Autorität als die der Sache, die wir entweder verspielen oder gewinnen.“

Im preussischen Abgeordnetenhaus wurden ebenfalls das Rundschreiben des Papstes und die darin enthaltenen Schmähungen von verschiedenen Rednern beleuchtet und scharf verurteilt, und der Reichskanzler Bethmann-Hollweg verlas folgende Erklärung: „Die Enzyklika enthält Urteile über die Reformation und die ihr zugetanen Fürsten und Völker, die unsere evangelische Bevölkerung in ihren religiösen, staatlichen und sittlichen Empfindungen schwer verletzen. Diese auch in der Form verletzenden Urteile erklären die tiefgehende Erregung meiner Volkskreise und schließen eine ernste Gefährdung des konfessionellen Friedens ein. Ich habe deshalb unmittelbar nach Empfang des offiziellen lateinischen Wortlauts der Enzyklika unsern Gesandten am Vatikan beauftragt, amtlich bei der Kurie Verwahrung einzulegen und der Erwartung Ausdruck zu geben, daß die Kurie Mittel und Wege finden werde, die geeignet seien, die sich ergebenden Schäden zu beseitigen. Diese Erwartung ist um so berechtigter, als die Kurie nach der Mitteilung des *Osservatore Romano* auch nicht im entferntesten beabsichtigt hat, die evangelischen Völker und Fürsten zu kränken. Der Gesandte hat meinen Auftrag ausgeführt. Eine abschließende Antwort ist noch nicht erfolgt, sie konnte angesichts der Kürze der Zeit nicht erfolgen. Daher muß ich mich jetzt weiterer Ausführungen enthalten. Es erschien mir aber angesichts der Erregung des ganzen Landes notwendig, die Interpellationen jetzt schon zu beantworten. Die Regierung ist im allgemeinen Interesse entschlossen, das Ihrige zu tun, um den konfessionellen Frieden zu wahren und zu schützen.“ In der Verwahrung, die der preussische Gesandte beim Vatikan gegen die Enzyklika einlegte, heißt es: „Die Verantwortung für Störungen des konfessionellen Friedens trifft allein die Stelle, von der Störungen ausgingen. Die preussische Regierung, die im Interesse guter Beziehungen zwischen Kirche und Staat eine Gesandtschaft beim päpstlichen Stuhl unterhält, glaubt dies mit um so größerer Berechtigung aussprechen zu können, als sie selbst mit allen Mitteln die Wahrung des Friedens erstrebt.“

Auf diese Vorstellungen der preussischen Regierung hin blies dann Merry del Val in echt papistischer Weise zum Rückzug und veröffentlichte im *Osservatore Romano* folgende ebenso feige wie schlaue Erklärung: „Angesichts der in Deutschland auf Grund irrtümlicher Auslegungen und wenig genauer Übersetzungen der letzten Enzyklika des Papstes zutage getretenen Erregung sind wir ermächtigt, zu erklären: Der Heilige Vater hat in der Enzyklika, welche aus Anlaß des Gedächtnistages des heiligen Hieronymus veröffentlicht wurde und welche darauf abzielte, die Irrtümer der Mode, der Modernisten zu bekämpfen, wie sich auch augenscheinlich aus dem Wort-

laut ergibt, auch nicht im entferntesten die Absicht gehabt, die Nichtkatholiken in Deutschland, sowie ihre Fürsten zu beleidigen. In der Enzyklika befinden sich einzig und allein einige historische Urteile über die Epoche des heiligen Bonifatius, in denen weder Völker noch Fürsten eines bestimmten Landes genannt sind. Im übrigen ist zu bemerken, daß es sich darin um Katholiken jener Zeit (des 16. Jahrhunderts) handelt, die sich gegen die Lehren und die Autorität des apostolischen Stuhles auflehnten.“ Zugleich versicherte Merry del Val, daß er die deutschen Bischöfe bereits angewiesen habe, die Verlesung der Enzyklika von der Kanzel und sonstige Veröffentlichung zu unterlassen. Auch habe der „Heilige Vater“ niemals eine Gelegenheit versäumt, seine Sympathie für die deutsche Nation und die deutschen Fürsten zu bekunden. Habe doch Pius X. kürzlich beim Empfang einer deutschen Pilgerschaft ausdrücklich das deutsche Volk und den deutschen Kaiser gesegnet! So sucht der sophistische Papst sich durch schlaue Diplomatie aus der Klemme herauszuhecheln, ohne seine Lügen zurückzuziehen. Aber ohne ein blaues Auge ist er nicht davongekommen, ebensowenig wie in der Fairbanks- und Roosevelt-Affäre.

Mit Bezug auf den moralischen back-down des Papstes schreibt die „Chr. W.“: „Von dem Einlenken der Kurie kann man als Theolog, Jurist und Historiker nur sagen, daß es in Anbetracht ihrer Ansprüche ein geschichtlich merkwürdiges Ereignis bedeutet. Man hat die Beschimpfung der Reformation oft ‚unerhört‘ genannt; das ist nur in geringem Maße richtig; eher kann man den Rückzug der Kurie ‚unerhört‘ nennen. Gegenüber allen Versuchen, das zu vertuschen, soll man festhalten, was als Tatsache klar vor Augen liegt.“ Die „A. G. L. K.“ schreibt: „Die Antwort des Vatikans auf die Vorstellungen des preussischen Gesandten ist erfolgt und bedeutet einen entschiedenen Erfolg des Ministerpräsidenten von Bethmann-Hollweg. Auch der Rechtslehrer Prof. Dr. Nahl weist in der ‚Tägl. Rundschau‘ auf die Größe des Erfolges hin, die nur der würdigen könne, der die Geschichte des Verhältnisses von Staat und Kurie kenne. Der Ministerpräsident, in weiser Beschränkung auf das Erreichbare, hatte den Gesandten in Rom angewiesen, der päpstlichen Kurie die ‚bestimmte‘ Erwartung auszusprechen, ‚daß sie Mittel und Wege finden werde, die geeignet seien, die aus der Veröffentlichung der Enzyklika sich ergebenden Schäden nach Möglichkeit zu beseitigen, insbesondere müßten wir erwarten, daß die Enzyklika in den deutschen Diözesen weder von der Kanzel verkündigt noch in den bischöflichen Verordnungsblättern veröffentlicht würde‘. Am 11. Juni ist dem Gesandten amtlich erklärt worden, daß der Papst bereits den deutschen Bischöfen den Befehl gegeben habe, eine solche Verkündigung und Veröffentlichung zu unterlassen. Am 13. Juni hat die Kurie dem Gesandten folgende, vom Kardinal-Staatssekretär unterzeichnete Note behändigt: ‚Der unterzeichnete Kardinal-Staatssekretär hat die Ehre, Seiner Exzellenz dem preussischen Herrn Gesandten den Empfang der gefälligen Note vom 8. Juni wegen der Erregung, die in der preussischen Bevölkerung nach der Veröffentlichung der Enzyklika „Editae saepe“ sich gezeigt hat, zu bestätigen. Der Heilige Stuhl glaubt, daß der Ursprung dieser Erregung darauf zurückzuführen ist, daß der Zweck nicht richtig erkannt worden ist, auf den die Enzyklika gerichtet worden war, und daß daher einige ihrer Sätze in einem Sinne ausgelegt worden sind, der den Absichten des Heiligen Vaters vollständig fremd ist. Es liegt daher dem unterzeichneten Kardinal daran, zu erklären, daß Se. Heiligkeit mit wahren

Bedauern die Nachricht von einer solchen Erregung vernommen hat, da — wie schon öffentlich und formell erklärt worden ist — irgendwelche Absicht, die Nichtkatholiken Deutschlands oder dessen Fürsten zu kränken, seiner Seele ganz und gar ferngelegen. Der Heilige Vater hat übrigens niemals eine Gelegenheit vorbeigehen lassen, um seine aufrichtige Achtung und Sympathie für Deutschlands Nationen und Fürsten zu bekunden, und hat noch bei einer kürzlichen Gelegenheit die Freude gehabt, diese seine Gefühle zu wiederholen. Der unterzeichnete Kardinal benutzt diese Gelegenheit, um Sr. Erzelelenz den Ausdruck seiner ausgezeichneten Hochachtung zu erneuern.“ Dieser back-down Pius' X. erinnert an den Rückzug Pius' IX. im Jahre 1870, von dem die „D. E. M.“ schreibt: „In der jetzt wieder besonders aktuell gewordenen Brochüre von Geh. Rat Dr. Wirth in Marburg „Die preussische Gesandtschaft am Hof des Papstes“ (Verlag des Cv. Bundes) liest man: „Als auf dem vatikanischen Konzil den Synodalen eine Vorlage gemacht wurde, welche den Protestantismus als „Peſt“ bezeichnete, ließ Bismarck dem Kardinal Antonelli durch den norddeutschen Bundesgesandten von Arnim mittheilen, daß, wenn das Bekenntnis des Königs von Preußen und dadurch er selbst amtlich beleidigt würde, er den Gesandten abberufen und die preussischen Bischöfe auffordern würde, in ihre Diözesen zurückzukehren. Auf der Stelle hat die Kurie den beanstandeten Ausdruck zurückgezogen.“ Die vatikanischen Ausleger der Enzyklika freilich erklären jetzt im *Osservatore Romano* und in andern römischen Blättern, insonderheit auch in der Zentrumspreſſe: das Entgegenkommen des Papstes gegen die deutschen Forderungen sei nur eine Form und Farce gewesen. Der Papst habe ja erklärt, daß er nicht etwa „mit Bedauern“ von der allgemeinen Aufregung in Deutschland Kenntnis genommen habe, sondern mit Mißfallen (*dispiacere*). Und die offizielle Bekanntmachung der Enzyklika, die in Deutschland unterbleiben werde, habe gar keinen kanonischen Wert, weil das Dokument bereits in aller Form Rechtsens publiziert worden sei für den ganzen katholischen Erdfreis. Aber solche und ähnliche jesuitische Erklärungen vermindern die Niederlage des Papstes nicht, sondern dokumentieren nur die alte weltliche Falschheit und Verlogenheit der Papstkirche.

Von den zahlreichen Protesten gegen die Enzyklika des Papstes lassen wir einige folgen. Der Vorstand der Allgemeinen Cv.-Luth. Konferenz gab folgende „Erklärung“ ab: „Die päpstliche Kundgebung in der Vorromäus-Enzyklika hat in der gesamten evangelischen Christenheit allerorten tiefgehende, überaus ernste Beunruhigung hervorgerufen. Auch wir würden unsere Pflicht zu versäumen glauben, wenn wir nicht im Namen der Allgemeinen Cv.-Luth. Konferenz leidenschaftslos, aber in rückhaltlosem, heiligem Ernst gegen die der Reformation angetane Schmach protestieren wollten. Wie alle Kundigen wußten wir ja freilich ohnedies, daß das päpstliche Rom nicht aufhören kann, Todfeind des Evangeliums im Sinne der Reformation zu sein, aber auf solchen unmotivierten Ausbruch dieser Feindschaft waren wir nicht gefaßt. Wir beklagen ihn nicht sowohl um der evangelischen Christenheit willen — sie kann aus einem derartigen Angriff nur gewinnen —, aber wir beklagen ihn im Interesse der katholischen Kirche, der gemeinsamen Sache Christi, des konfessionellen Friedens und der nationalen Einheit. Noch geben wir die Hoffnung nicht auf, daß auch in der katholischen Kirche selbst alle diejenigen, die früher den ernstlichen Wunsch einer Verständigung und Annäherung ausgesprochen haben, auch jetzt in der Ablehnung und Abwehr

dieser bedauerlichen Störung gegenseitiger Anerkennung mit uns sich zusammenfinden werden. Alle unsere Mitglieder aber bitten wir, aus diesem bedauernswerten Vorgang einen neuen Anlaß zu nehmen, sich mit rückhaltloser Hingabe um die Sache des Evangeliums zu sammeln und immer ernstlicher danach zu ringen, daß dem Erbe Luthers im geistigen Leben der Gegenwart diejenige Stellung gewonnen werde, die ihm zukommt. Die deutschen Mitglieder des Vorstandes des Allgem. Ev.-Luth. Konferenz: D. Ihmels, Vorsitzender; D. Ward, stellvertretender Vorsitzender; Hübener, Sekretär; D. Braune; D. Hölscher; D. Hoppe; D. Th. Kasten; Petersen; D. Walther; D. Th. Zahn.“

Das Oberkonsistorium in Bayern hat folgende, wohl von D. v. Bezzel verfaßte „Kirchliche Ansprache“ zur Verlesung auf den Kanzeln verfaßt: „Liebe Glaubensgenossen! Eingedenk der Pflicht, den Mund für die Stummen aufzutun und diejenigen zu verteidigen, welche, dem Kampfe entrückt, sich selbst nicht mehr gegen Angriffe verwahren können, mehr noch aus innigster Dankbarkeit für unsere Väter und Lehrer, die uns das Wort Gottes gesagt haben, müssen wir an euch ein Wort brüderlicher Mahnung und Stärkung richten, aufrichtig erfreut, uns hier ganz eins mit euch zu wissen. Ihr alle wißt, welche schwere Vorwürfe gegen unsere geistlichen Väter und ihr Werk in jüngster Zeit erhoben worden sind, als ob das trotz aller Mängel und Schatten von dem Herrn reichgesegnete Werk der Reformation — der Kirche Christi Abbruch getan und ihre ernste Heiligung geschwächt, ja wohl gar vernichtet hätte! Feinde des Kreuzes Christi, Männer irdischen Sinnes werden diejenigen genannt, aus deren Händen wir den herrlichsten Lobpreis der Erlösungstat, aus deren Leben wir den großen Ernst der Christusnachfolge empfangen und gesehen haben. Wahrlich, wenn uns Luther nur die Erklärung des Katechismus, dessen Schreiber jener Mönch einen „seligen und heiligen Mann“ nannte, gegeben hätte, und wenn die ganze Bewegung des 16. Jahrhunderts nur das Kirchenlied mit seinen unvergänglichen Klängen, mit den Himmel und Erde in Lob, Sehnsucht und Anbetung umfassenden Weisen hinterlassen hätte, so wären wir reiche und selige Leute! Aber wer mag die Segnungen alle ermessen, welche von dem Leben der teuren Männer ausgegangen sind, die Ströme lebendigen Wassers ergründen, welche von denen herfließen, die, an Jesum Christum, ihren einigen Erbarmen, glaubend, ihn im Leben, Leiden und Sterben würdig bezugten! Wer unsere Väter antastet, der tastet unsern Augapfel an und macht es uns schwer, den herzlichen Wunsch endlicher Einigung aller Christusbekennner unter dem einzigen und ewigen Hirten zum steten Gebet zu erheben. Aber nicht mit dem Wort und dem flammenden Proteste wollen wir gegen das schwere Unrecht uns wehren, sondern mit ernstem Eifer die bedrohten Heilsgüter erfassen, in die Heilige Schrift, die Luther in der Muttersprache so volltönig und übermächtig zu uns hat reden lassen, mit liebender Treue uns versenken, zu dem Heilande, dessen Kreuz unser Sieg und dessen Fürbitte unser Trost ist, in männlicher Treue stehen, zum Wettstreit in der Glaubensarbeit, in der Berufserfüllung, diesem großen Danke für überzeitliche Wohltaten, zum Wettstreit endlich in der wahren weltumfassenden Liebe uns anreizen. Wir bitten den allmächtigen Gott, er wolle aus den betäubenden Vorgängen der letzten Monate und Wochen eine friedsame Frucht der Gerechtigkeit gewähren, uns in Einigkeit des Geistes verbinden und erhalten, damit wir als rechte Söhne unserer unbergeklärten Väter nicht nur ihre Gräber

schmücken, sondern ihres Geistes voll ihrem Glauben nachfolgen und endlich das von allen Christen ersehnte Ziel erreichen, nämlich der Seelen Seligkeit.“

Der Deutsche Evangelische Kirchenausschuß hat sich also vernehmen lassen: „Berlin, 10. Juni. Durch die öffentlichen Blätter sind schwere Verunglimpfungen und Herabwürdigungen bekannt geworden, die Papst Pius X. in der zum dreihundertjährigen Gedenktage der Heiligsprechung des Kardinals Carlo Borromeo erlassenen Enzyklika gegen die Reformatoren, das Werk der Reformation und die an ihr beteiligten Fürsten und Völker auszusprechen Veranlassung genommen hat. Der Deutsche Evangelische Kirchenausschuß hält es nicht nur für sein unveräußerliches Recht, sondern betrachtet es auch als seine unabweisbare Pflicht, im Namen der in ihm zusammengeschlossenen deutschen evangelischen Landeskirchen diesen durch nichts begründeten Angriff gegen die evangelische Kirche mit voller Entschiedenheit zurückzuweisen. Zwar sind ähnliche Vorstöße nicht neu. Sie sind in gelehrten wie populären Schriften vielfach zutage getreten, ohne daß eine andere Abwehr erforderlich schien als die Korrektur, die die geschichtliche Wahrheit von selbst herbeiführt. Anders verhält es sich aber, wenn, wie es unlängst in der Canisius-Enzyklika vom 1. August 1897 geschehen ist und nun hier in noch schärferer und verletzenderer Weise wiederholt wird, das Haupt der römisch-katholischen Kirche selbst das Wort nimmt. Mit der vollen Wucht höchster kirchlicher Autorität werden hier Behauptungen ausgesprochen, die durch auffallenden und weitgehenden Mangel geschichtlicher Einsicht Unkundige irreführen müssen. Und nicht nur dies, sondern durch die herabwürdigende Beurteilung der reformatorischen Großtaten, auf denen unsere evangelische Kirche ruht und die unser evangelisches Volk unter seinen heiligsten Erinnerungen bewahrt, werden Kirche und Volk auf das tiefste verletzt, und das friedliche Einvernehmen der Konfessionen wird schwer gestört. Indem wir als einen durch die Reformation errungenen Besitz die Freiheit des Gewissens fordern, achten wir jede religiöse Überzeugung, die andern heilig ist, und verwerfen jede Kampfesart, die diese Achtung vermissen läßt. Wir trachten um unser deutsches Volk so wie um des Evangeliums willen danach, daß der unvermeidliche Gegensatz der Konfessionen sich umwandle in einen heiligen Wettstreit des Ringens um die ewige Wahrheit zur Entfaltung und Erweisung der in ihr beschlossenen Kräfte der Liebe. Darin erblickt die evangelische Kirche den allein gewiesenen Weg zu dem für unser Vaterland unentbehrlichen Frieden der Konfessionen. Eben darum aber können wir nicht anders, als mit heiligem Ernste der Wahrheit im Namen der in dem Deutschen Evangelischen Kirchenausschuß zusammengeschlossenen Landeskirchen Deutschlands aussprechen: Wir weisen zurück die unbegründeten Schmähungen unserer Reformatoren, deren hohe und geweihte Gestalten unser evangelisches Volk als Bahnbrecher und Väter seines Glaubens zu verehren und hochzuhalten niemals aufhören wird. Wir weisen zurück die Verunglimpfung ihres Wertes, durch das das evangelische Volk sich bewußt ist, den einigen Hohenpriester Christus und den Weg zum Heil, die Freiheit von aller Menschenfärgung und das allen zugängliche Wort Gottes gefunden zu haben. Wir weisen endlich zurück die sittliche Herabwürdigung der Fürsten und Völker, die Träger der reformatorischen Bewegung geworden sind und deren Nachkommen bis heute den vollen Beweis geliefert haben, welche geistlichen, sittlichen, kulturellen Kräfte durch jene Bewegung entbunden und bei ihnen wirksam geworden sind. Noch vor

wenigen Tagen haben wir als Vertreter der deutschen evangelischen Kirchen in erhebendem Gottesdienste in der Kapelle der Wartburg uns zu dem Evangelium der Reformation bekannt. Mit diesem Bekenntnis zum Werke der Reformation und ihren Trägern wiederholen wir in Einmütigkeit mit der gesamten evangelischen Kirche aufs neue das Bekenntnis zu dem biblischen Evangelium, das sie uns als unvergängliches Gut gerettet haben, und zu dem Heilande, von dem Luther singt: „Das Feld muß er behalten!“ Deutscher Evangelischer Kirchenausschuß.“

Auf der Protestversammlung am 21. Juni im liberalen Bremen wurde ebenfalls „Eine Antwort nach Rom“ angenommen, die also lautet: „In der Borromäus-Enzyklika sind die Väter des Protestantismus und die evangelischen Fürsten und Völker aufs ärgste verunglimpft. In herzerfreuender Einmütigkeit sind evangelische Deutsche aller Stämme und Stände für das gute Recht evangelischen Glaubens und evangelischer Freiheit eingetreten und haben die geschichtliche Wahrheit dem falschen Urteil Roms entgegen gestellt. Der Erfolg ist, daß die Enzyklika in Deutschland nicht offiziell veröffentlicht wird, wo es nicht schon geschehen ist. Soll dies die einzige Frucht der heiligen Erregung bleiben, die uns in den letzten Wochen durchzittert hat? Wir wünschen, daß ein dauerndes Denkmal an diese Erhebung des deutschen evangelischen Volkes geschaffen wird. Hat Rom gemeint, zur größeren Ehre des Borromäus die evangelische Kirche schmähcn zu müssen, so wollen wir zur größeren Ehre Gottes die evangelische Kirche fördern. Hat Borromäus dafür geeifert, daß katholische Schulen, Sonntagschulen und Seminare begründet wurden, so wollen wir arbeiten, daß überall da, wo Evangelische in katholischer Umgebung leben, die Jugend mit kraftvollem evangelischen Bewußtsein erfüllt wird durch evangelische Schulen und Erziehungsanstalten. Das sei also unsere Antwort nach Rom, daß wir einen Protestfonds 1910 zur Erhaltung und Förderung deutscher evangelischer Bildungsanstalten in katholischen Ländern und Provinzen gründen! Auf denn, evangelische Deutsche aller Gaue und Länder! Laßt uns nach Rom nicht mit Protesten und Resolutionen allein antworten, sondern mit einer großen Tat! Macht's wie vor zwei Jahren! Damals wartet ihr an der Spitze derer, die dem Grafen Zeppelin die Hände gefüllt haben zur Eroberung der Luft. Füllt uns jetzt die Hände, daß wir der durch römische Umgebung gefährdeten evangelischen Jugend Luft und Licht erobern können!“

Obwohl die obigen und ähnliche Proteste, welche die Schmähungen des Papstes im evangelischen Deutschland hervorgerufen haben, auch uns zur Freude gereichen, so ermangeln sie doch des echten lutherischen, altprotestantischen Alanges. Sätte Luther dabei die Feder geführt, so wären sie ganz anders ausgefallen. „Das Papsttum zu Rom, vom Teufel gestiftet“, das sollte in allen Protesten gegen Rom die Dominante sein. Aber wer glaubt noch in der heutigen, rückgratlosen protestantischen Welt, daß der Papst der rechte, wahre Antichrist ist? Freilich schimpft man noch gelegentlich über die Anmaßungen des „Dago on the Tiber“, aber von dem heiligen Haß und Zorn gegen die antichristliche römische Kurie und ihre Verlästerung des heiligen Evangeliums ist wenig oder nichts mehr zu spüren, selbst unter vielen Lutheranern nicht. Die Protestierenden in Bremen mahnten: „Keinen Haß gegen den Papst!“ Die „Reformation“: Ja nicht zu heftig gegen die Enzyklika polemisieren, um nicht sonstige soziale Interessen zu schädigen! „Friede zwischen den Konfessionen kann nur werden, wo man einander zu

versprechen (1) sucht, nicht nur Schmähworte einer wider den andern hat.“ „In der evangelischen Christenheit soll es nicht aus dem Walde schallen, wie es in ihn hineingeschallt hat.“ (Als ob es sich nur um grobe Ausdrücke handle! F. B.) „Und wir wollen uns nicht von Fanatikern, dergleichen es auch unter den Protestanten gibt, jetzt ins Schlepptau nehmen lassen. Ein Zusammenarbeiten mit den Katholiken auf sozialem und nationalem Felde muß durch diese schwere Zeit hindurch gerettet werden; die christlich-nationale Arbeiterbewegung muß diese Belastungsprobe ohne Schaden überstehen. Mag es schwer sein, in diesen Tagen irenisch statt polemisch zu sprechen — ich kämpfe weiter für die Waffenbrüderschaft der Evangelischen und der Katholiken in der christlich-nationalen Arbeiterbewegung.“ Es liegt auf der Hand, daß solche Protestanten kaum eine Ahnung mehr davon haben, daß der Papst der Todfeind der Kirche und des Staates ist. Die Schmähungen des Papstes halten solche Protestanten vielfach auch nur für bloße Entgleisungen, die der Papst selber so ernst nicht nehme. Sie haben eben nicht erkannt, daß es kein bloßes Akzidenz ist, sondern im Wesen des Papsttums liegt, daß es das Evangelium und seine Befenner lästert und verfolgt. Wollte es das nicht mehr, so müßte es sich selber aufgeben. Was von den Jesuiten gilt, trifft auch zu bei den Päpsten: Sint ut sunt, aut non sint. Der Papst muß ein Lügner und Mörder in der Kirche bleiben, oder aufhören zu sein. Selbst päpstliche Blätter haben darauf aufmerksam gemacht, daß Pius X. ja nur wiederhole, was viele andere Päpste vor ihm getan und was auch naturgemäß fließe aus der Stellung, die jeder Papst einnehme. Wenn darum die Entrüstung über die Vorromäus-Enzyklika diese Erkenntnis, daß der Papst seinem Wesen nach das Evangelium und seine Befenner immer nur verleumdete, verfluchte und verfolgen kann, irgendwie fördern sollte, so wäre der Gewinn ein großer, und Gott hätte wieder einmal gutgemacht, was der Papst gedachte, böse zu machen.

F. B.

Aus Sachsen berichtet die „N. C. Z. N.“: „Durch das Land gehen begeisterte Huldigungen für den König aus Anlaß des festen Wortes, das er gegen die Vorromäus-Enzyklika gesprochen hat, an dem auch die einstündige Audienz, die der Bischof bei ihm gehabt hat, nichts geändert haben wird. Wenigstens hat sich der König die offizielle Huldigung in Dresden bei seiner Rückkehr von einer Reise gern gefallen lassen, wo eine nach Tausenden zählende Volksmenge, darunter Abordnungen der Innungen, der politischen Vereine, der Lehrerschaft, der Beamten, der Hochschule, der Kunstakademie und aller Militärvereine. Der König erwiderte auf die Ansprache, die Sache sei für ihn ziemlich schwierig gewesen, was jedermann gern glauben wird. Um so größer ist die Dankbarkeit des sächsischen Volkes. Das Landeskonfistorium hat den Bericht über das Eintreten des Königs im Verordnungsblatte bekanntgegeben und verfügt, daß er den Gemeinden so schnell wie möglich bekanntgegeben werde.“

Impressionismus, Individualismus und Historismus, das sind nach dem „Rundschreiben“, das zur Theologenkonferenz in Nürnberg einlud, die Grundschäden der liberalen Theologie. Im „Rundschreiben“ heißt es: „Der Impressionismus neutralisiert den objektiven Erkenntniswert und Wahrheitsgehalt des Christentums und setzt an seine Stelle religiöse Stimmungen und eindrucksmäßige Erlebnisse. Der Individualismus isoliert den einzelnen und löst ihn von der sozialen kirchlichen Verpflichtung los. Der Histo-

rismus führt in seinen konsequenten Auswüchsen dazu, nicht nur die Absolutheit des Christentums zu leugnen, sondern seine geschichtlichen Grundlagen überhaupt zu beseitigen, und macht die geschichtliche Offenbarung in Christo zu einer Ideenentwicklung, für die es keine Schranken gibt. Alle drei Richtungen rauben der Kirche die Möglichkeit, als Trägerin eines festen Wahrheitsbesitzes ihre Weltaufgabe zu erfüllen.“ Ihren letzten Grund haben diese Schäden im Subjektivismus, der das christliche Ich und die eigene Erfahrung neben und über die Heilige Schrift stellt. F. W.

In Baden ist die Simultanschule mit ihrem konfessionslosen Religionsunterricht seit 1876 allgemein eingeführt. Von den Prophezeiungen, mit denen der Liberalismus ihre Einführung begleitete, ist aber keine in Erfüllung gegangen. Der konfessionelle Friede ist nicht eingetreten, Roms Macht ist nicht gebrochen, sondern stärker geworden. Der Liberalismus, der sich durch die Simultanschule für immer zu sichern gedacht, hat an Ansehen und Macht verloren, die Sozialdemokratie ist in die Höhe gekommen. Trotz des Rechtsbestandes der Simultanschule haben doch 66 Prozent aller Schulen konfessionell ungemischte Schüler, nur 34 Prozent sind gemischt. Von diesen 34 Prozent haben 24.9 Prozent mehr als $\frac{3}{4}$ Schüler einer einzigen Konfession. Dennoch haben zu Anfang dieses Jahres Sozialdemokratie und Nationalliberalismus die Beseitigung der drei noch bestehenden konfessionellen Lehrerseminare beantragt und geschlossen dafür gestimmt. Staatsminister Freiherr v. Dusch erklärte dazu: Die Regierung behalte sich vor, dazu Stellung zu nehmen. „Der Antrag läuft darauf hinaus, daß der Religionsunterricht in den Schulen nicht mehr von den Lehrern erteilt werden soll. Eine Beseitigung des Religionsunterrichts ist nicht zu erwarten.“ Der nationalliberale Nebmann erwiderte darauf, das sei nicht die Meinung des Antrags; „die Kirche würde dann den Religionsunterricht geben, und das hätte Folgen, die wir nicht wollen“. — Betreffs des Zwangs der Lehrer, gegen ihre Überzeugung Religionsunterricht zu geben, erklärte G. v. Dusch: „Niemand wird gezwungen, in den Volksschullehrerstand zu treten. Der Eintritt in diesen Stand ist rein freiwillig, und es ist den Eltern der jungen Leute, die in den Schuldienst treten, bekannt, daß ihre Söhne auch künftighin verpflichtet sein werden, Religionsunterricht zu erteilen.“ Die monatlichen Mitteilungen des Vereins zur Erhaltung der evangelischen Volksschule bemerken dazu: „Damit waren alle Vorwürfe von Gewissenszwang und von ‚grauenhafter Verpflichtung‘ zurückgewiesen. Was kann denn der Staat dazu, wenn jemand sich in ein Amt eindrängt, das ihm Verpflichtungen auferlegt, die er seiner inneren Stellung zufolge nicht erfüllen kann? Oder ist es Schuld des Staates, wenn jemand, während er im Amte steht, die äußere oder innere Fähigkeit verliert, dies Amt ordnungsmäßig zu bekleiden? Man höre also doch auf, den Staat zum Sündenbock für Dinge zu machen, die er in keiner Weise verschuldet hat!“ (N. C. L. R.)

Liberalismus in Baden. Eine Zuschrift aus Baden an den „Reichsboten“ führt lebhafteste Klage darüber, daß neuerdings wieder eine Stelle an der theologischen Fakultät in Heidelberg mit einem Liberalen besetzt worden ist. Sie macht der Regierung deswegen Vorwürfe und erinnert daran, daß „der kirchliche Liberalismus im vergangenen Sommer in der Generalsynode durch sein entschlossenes Vorgehen gegen das Apostolikum seine letzte Absicht zu erkennen gegeben hat, und nachdem verschiedene Mitglieder der theologischen Fakultät sich mit der Großblockpolitik einverstanden

erklärt haben“. Weiter heißt es in der Zuschrift u. a.: „Prof. Trölisch von Heidelberg hat in einer Versammlung des Evangelischen Bundes in Mannheim im vergangenen Sommer einen starken Eindruck erzielt, als er mit großem Pathos ausrief: Wir Protestanten hätten eigentlich kein gemeinsames Glaubensband mehr, uns sei nur die eine Eigenschaft gemeinsam, daß wir keine Katholiken seien; das könne aber den Mangel eines Glaubensbandes nicht ersetzen, und wenn wir ein solches Glaubensband nicht wieder fänden, dann werde man den Protestantismus bald aus dem öffentlichen Leben streichen können. Greller fürwahr konnte man die Lage der evangelischen Kirche wohl kaum beleuchten.“ Von dem Minister des Kultus und des Unterrichts werde der Liberalismus als alleinberechtigt behandelt.

Von dem zunehmenden modernen Heidentum in Deutschland schreibt die „N. C. L. N.“: „So hart es klingen mag, die Wahrheit erfordert das harte Wort: der Einfluß des Evangeliums auf unser Volk ist in fortschreitendem Rückgang begriffen. Das letzte Jahr hat wieder grelle Schlaglichter darauf geworfen. Wir sind das Abbröckeln schon so gewohnt, daß man kaum mehr über die Mitteilung erschrickt, daß die Kirchengaustritte auch in diesem Jahre wieder zugenommen haben, daß in den Großstädten die Zahl der Abendmahlsgäste unaufhaltsam sinkt, daß die Kirchenentfremdung unerhörte Dimensionen angenommen hat. Und zwar die Kirchenentfremdung nach oben wie nach unten. Daß der sogenannte vierte Stand von der Kirche nichts wissen will, daß die Sozialdemokratie geradezu ein Polizeisystem über ihre Mitglieder entfaltet und die noch kirchenwilligen förmlich aus der Kirche hinausdrangsaliiert, ist bekannt. Weniger wird beachtet, daß auch die gebildeten Stände sich in Massen von der Kirche zurückziehen, nicht nur aus den Gottesdiensten gläubiger Christusprediger, sondern auch aus denen der Modernen, die sich doch anheischig machten, durch ‚zeitgemäßere‘ und ‚unanstößige‘ Predigten die Leute wieder anzuziehen. Sie wollen nichts mehr hören, wenigstens in der Kirche nicht; eine förmliche Kirchenflucht hat um sich gegriffen. . . . Was für eine Physiognomie wird die nächste Generation zeigen?“ Insbesondere in Berlin mehren sich die Austritte aus der Landeskirche in schreckerregendem Maße: eine Frucht der liberalen Theologie und der Feigheit und falschen Friedensliebe der Positiven.

F. B.

Der Bremer Protestantenverein lehnte eine Diskussion mit dem berühmten D. Drews, der die historische Existenz Jesu leugnet, ab mit folgender Begründung: „Alle Theologen des Bremer Protestantenvereins sind sich darin einig, daß die Frage, ob Jesus gelebt habe, als solche keine religiöse, sondern eine historisch-wissenschaftliche Frage ist. Es wäre auch schlimm um das Christentum als Religion bestellt, wenn seine Existenzkraft von der Frage abhinge, ob irgend jemand ehemals gelebt habe oder irgend etwas ehemals geschehen sei, und wenn es sich dabei um den größten Menschen und um das bedeutendste Geschehnis handelte. Jede wahre Religion lebt nicht von ‚zufälligen Geschichtswahrheiten‘, sondern von ‚ewigen Vernunftwahrheiten‘; sie lebt nicht von ihrer mehr oder minder feststellbaren und stets im Streitfeld der Geschichtswissenschaft liegenden Vergangenheit, sondern sie lebt von den lebendigen Kräften, die sie aus den Tiefen der Unmittelbarkeit täglich neu in den Seelen entbindet. Bis heute hat aber das Christentum als Gotteskindschaft die größten und edelsten Grundkräfte der Seele immer wieder in der Menschheit entbunden und erneut: das große

Vertrauen zur waltenden Gottheit selbst, die höchstgespannte sittliche Selbstachtung und jene wahre Nächstenliebe, die, was sie vom andern fordert, ihm auch stets ihrerseits zu gewähren bereit ist. Was man dem gegenüber heute an andern und nun gar 'philosophischen' Religionen aufzuweisen und in mancherlei Systeme gebracht hat, kommt als Volksreligion weder in Frage, noch hat es irgendwelche tieferen religiösen und sittlichen Kräfte aufzuweisen als eben jene christlichen. Alle diese vornehmsten religiösen Kräfte des Christentums sind aber innerhalb unserer heutigen Religiosität zuletzt ganz unabhängig von der Frage, ob Jesus gelebt hat, und deshalb können wir diese Frage, wie sie auch schließlich beantwortet werde, mit aller Ruhe und Sachlichkeit dem Forum übergeben, vor das allein sie gehört. Dies Forum ist aber unter keinen Umständen die Volksversammlung, sondern, wie das unter ernstesten geistigen Arbeitern selbstverständlich sein sollte, die Sachkritik, die historische Wissenschaft, der Gelehrtenkongreß." Christus knüpft die Seligkeit an seine Person und an sein historisches Werk, wenn er z. B. den Juden erklärt: „So ihr nicht glaubet, daß ich es sei, so werdet ihr sterben in euren Sünden.“ Von der Lehre aber, daß allein im Namen Jesu Heil zu finden sei, wollen die Protestantenvereiner nichts wissen. In Japan beziehnct man dies als japanisiertes Christentum. F. B.

Die „Philadelphier“, das Organ der Gemeinschaftskente, schreibt über die „Pfingstbewegung“: „Die Wogen der Bewegung gehen noch immer hoch. Wie ein spaltender Keil dringt sie ein in alte und neue Gemeinschaftskreise. Es ist eine in die Augen springende Tatsache, daß sie eine tiefgehende Spaltung in die deutschen Gemeinschaftskreise gebracht hat. . . . Eine Begleiterscheinung der Pfingstbewegung sind die Vorträge. Es sollen das Weisungen im Namen Gottes sein. Die Führer der Bewegung geben selbst zu, daß manche dieser Vorträge sich bisher als falsch erwiesen haben. Sie bringen dafür allerlei, zum Teil recht schwache Entschuldigungen und Erklärungen vor; aber sie wollen nicht einsehen, daß ein falscher Geist in der Bewegung selbst sein Spiel treibt. . . . Teilungs- und andere Wunder sind auch keineswegs ein sicherer Beweis von der Göttlichkeit einer Bewegung. Sagt doch der Herr selbst gerade von der letzten Zeit, daß in ihr falsche Propheten mit Zeichen und Wundern auftreten werden, daß verführt werden in den Irrtum, wo es möglich wäre, auch die Auserwählten. . . . Auffallend ist uns, daß eine ansehnliche Zahl solcher Personen, die den Gemeinschaftsleitern schon bisher durch ihr aufgeregtes, unruhiges, oft auch unbotmäßiges und rücksichtsloses Wesen Mühe, Sorge und Schwierigkeiten bereitet haben, nun mit vollen Segeln in die Pfingstbewegung eintreten. Ja noch mehr: Personen, von denen treue und einsichtsvolle Brüder sich haben trennen müssen, weil ihre Unlauterkeit oder ihr Hochmut oder ihre Herrschsucht offenbar geworden waren, ziehen jetzt als Vertreter der Pfingstbewegung durchs Land. Bei ihnen ist jedenfalls nichts von dem Geiste zu spüren, der das Unreine aufdeckt und ausstößt. Auch hysterische und nervös aufgeregte Menschen stürzen sich kopfüber in die Bewegung. Es ist zu fürchten, daß die Nerven solcher kranken Menschen, auch wenn sie eine Zeitlang geheilt zu sein scheinen, durch das Aufregende, das mit dieser Bewegung verbunden ist, vollends ruiniert werden. So wurde uns dieser Tage von einem Bruder berichtet, der auch an der Mühlheimer Pfingstkonferenz teilgenommen und sich dort sehr begeistert hatte, nun aber ins Irrenhaus gebracht werden mußte. Zu befürchten ist endlich, daß der Geist der Pfingstbewegung auch

das letzte Bedürfnis nach kirchlicher Gemeinschaft zerstören und zur völligen Trennung von der Kirche führen wird."

über die religiöse Stellung des deutschen Kaisers erzählte, wie das „Liebenwerdaer Kreisblatt" berichtet, Generalsuperintendent Stolte bei einer Kirchenvisitation in Schirmitz (Kreis Torgau): In einem Gespräche mit ihm habe der Kaiser geäußert: Ich lese oft und gern in der Bibel, die auf meinem Nachtschische liegt und in welcher ich die köstlichsten Gedanken unterstreichen habe. Begreifen kann ich es nicht, daß es so viele Menschen gibt, die sich so wenig mit dem Worte Gottes beschäftigen. Wer steht nicht beim Lesen der Evangelien und anderer Stellen unter dem Eindrucke schlichter, erlebter, beglaubigter und bezeugter Wahrheit. Wie hätte sonst Christus der Welt das Gepräge ausdrücken können! Bei allem Denken und Tun lege ich mir die Frage vor, was wohl die Bibel dazu sagt. Sie ist mir ein Born, aus ihr schöpfe ich Kraft und Licht. In Stunden des Lebens und Mangels greife ich nach diesem Trostschaz. Ich habe die Zuversicht, daß viele von Gott abgefallene Menschen in unserer Zeit wieder zu einem festen Glauben kommen werden, daß viele wieder eine Sehnsucht nach Gott empfinden. Es ist ja das Schöne und Erfreuliche in der christlichen Kirche, daß Zeiten starken Zweifels besonderen Bekennermut und begeisterte Glaubensfreude wecken. Ich kann mir ein Leben, von Gott innerlich entfremdet, nicht denken. Wir alle müssen Gethiermanestunden durchmachen, Stunden, wo unser Stolz gedemüthigt wird. Die Demut fällt uns schwer, wir wollen unser eigener Herr sein.

Die Körperstrafen in den Volksschulen betreffend hat der preussische Kultusminister folgenden Erlass veröffentlicht: „1. Das Recht der körperlichen Züchtigung soll dem Lehrer nicht genommen werden. 2. Ehremsache des Lehrers muß es sein, die Anwendung der Körperstrafe in seiner Schule auf ein Mindestmaß zu beschränken. 3. Mißbrauch des Züchtigungsrechts verrät mangelhafte pädagogische Durchbildung. 4. Die Körperstrafe ist kein geeignetes Mittel zur Förderung des Lernens. 5. Sie soll nie angewandt werden, ohne daß zuvor der etwaige Einfluß häuslicher und physiologischer Verhältnisse auf das Verhalten des Schülers gewürdigt worden ist. 6. Die Körperstrafe darf in ihrer Anwendung weder die Gesundheit des Schülers schädigen, noch seine Ehre antasten, noch die Schamhaftigkeit verletzen. 7. Überschreitung des Züchtigungsrechts führt nicht selten vor die Schranken des Gerichts, auch wenn sie nur im Eifer, in der Erregung oder in der Entrüstung geschehen ist. 8. Der Lehrer soll darum zum Schutze nicht nur der Schüler, sondern auch seiner eigenen pädagogischen Würde alles beachten, was das Handeln im Affekt erschwert. 9. Insbesondere empfiehlt es sich immer, in angemessener Entfernung vom Schüler zu bleiben. 10. Die wirksamsten Mittel, die Anlässe zur Anwendung von Strafen zu vermindern, sind gewissenhafte Vorbereitung, anregender Unterricht, strenge Selbstzucht."

In Frankreich müssen seit der Trennung der Kirche vom Staate die Geistlichen durch den „Kultuspfennig" erhalten werden, und dessen Verpflichtungen werden um so größer, da nun die Alterspensionen von diesem Jahre ab nicht mehr durch den Staat weiter gezahlt werden. Infolgedessen wachsen z. B. die Lasten des Bistums Albi um 130,000 Francs, diejenigen des Bistums Mans um 75,000 Francs. Der Bischof von Mans erklärt seinen Pfarrkindern, daß die Pfarreien bedroht sind, „eine nach der andern zu verschwinden in verhältnismäßig kurzer Zeit". „Wir bedauern be-

stätigen zu müssen, daß der Kultuspfennig von Jahr zu Jahr abnimmt, und wir sehen nicht ohne große Sorge in die Zukunft.“ Im Erzbistum Albi, wo der Erzbischof für sich selbst auf jedes Gehalt verzichtet hat, mußten die Besoldungen der Pfarrer auf ungefähr zwölf Prozent gegen den Konfordatsgehalt reduziert werden, und manche Pfarreien wurden zusammengelegt. Auch wurden die Pfarreien in drei Klassen geteilt: reichere, mittlere und ärmere, damit die reichen den armen helfen. Das Bistum Tarentaise, das ärmste von allen, erhielt vor der Trennung einen Staatszuschuß von 135,000 Francs, der nun, auf 81,000 Francs reduziert, von den Gläubigen à 1.50 Francs pro Kopf bezahlt wird. Wo die Gläubigen keinen Kultuspfennig zahlen, fällt bei den Hochzeiten das Glockengeläute, der Gesang, die Musik, die Ansprache weg, bei den Taufen das Geläute, bei den Beerdigungen das Geläute; ein Priester nur amtiert, der Sarg wird im Hause nicht abgeholt.

(A. C. L. R.)

Groß ist in Frankreich der Mangel an Priestern. Die Lücken, die der Tod reißt, können nicht mehr ausgefüllt werden. In einem Sprengel sind bereits 56 Pfarreien als Nebenstellen zu andern geschlagen worden. Auch der Zuwachs an Seminaristen ist gering. Ein Prälat sagte, dieser Mangel sei die Folge der Gesetze über Unterricht, Ordenswesen, Trennung von Staat und Kirche, Wehrpflicht der Geistlichen, sowie auch der öffentlichen Meinung, der „das Priestertum aus der Mode gekommen“ gelte. Von der Bevölkerung gehe kaum ein Fünftel zur Messe. Auch hätten die Priester kein gutes Auskommen mehr. Die Spenden auch der wohlhabenden Katholiken seien überaus gering. Wer aber nicht zahle, dürfe auch nicht rechnen auf Glockengeläut bei Taufen, Ausschmückung der Kirche, Gesang, Musik und Ansprache bei Trauungen und Glockengeläut und Gesang am Grabe. F. B.

In Frankreich macht die sittliche Verwilderung auf allen Gebieten unheimliche Fortschritte. *L'Echo de Paris* gibt an, daß die Zahl der Apachen, der Straßenbanditen in Paris und Umgebung, die zu diesem „Berufe“ erzogen wurden, sicher an die 100,000 reicht. Die Mehrzahl ist noch nicht einmal zwanzig Jahre alt. Während einige unmittelbar mit einem Morde den neuen Beruf beginnen, bereiten sich die meisten durch kleinere Verbrechen und Diebstahl, Einbrüche, gewaffnete Gewalttätigkeiten auf ihre Zukunft vor. Kürzlich wurde in der Umgebung von Argenteuil eine dergartige Bande von der Polizei entdeckt. Auf offener Straße hielten die Mitglieder der Bande, den Revolver in der Hand, die Bürger an und forderten ihr Geld. Die Verbrecher standen alle im Alter von erst fünfzehn bis sechzehn Jahren. Wie aus dem *Officiel*, das die Verbrecherstatistiken veröffentlicht, hervorgeht, hat sich die Zahl der Verbrecher in den letzten zwanzig Jahren verdoppelt: im Jahre 1908 hat es deren nicht weniger als 556,000 gegeben. Auch die Morde haben in denselben Verhältnisse zugenommen. In den Jahren 1891 bis 1895 gab es deren durchschnittlich jährlich 171; in der Zeit von 1896 bis 1900 gab es 176 Morde jährlich; im Jahre 1907 waren es deren nicht weniger als 332 und im Jahre 1908 318. Auch die Angriffe der Apachen auf die Polizei nehmen von Jahr zu Jahr zu, ein Beweis für ihre wachsende Kühnheit. Kürzlich verwundete ein Apache sogar vier Polizisten schwer; deren zwei sind ihren Verletzungen erlegen. Der Apache hatte die Arme unter dem Überkleide mit stachelbesetzten Riemen umwickelt. Als ihn die Polizisten am Arme fassen wollten, ließen sie entsezt los, an den Händen aus vielen Stichwunden blutend

und kampfunfähig. Nach der Verhaftung erklärte der Apache, selbst schwer verwundet, im Spital, es freue ihn sehr, wenigstens einen Polizisten getötet zu haben; er wünsche, sie alle zu ermorden. Mit Recht fragt ein liberales Pariser Blatt, was denn aus der Gesellschaft werden solle, wenn einmal dieses Heer von 100,000 Bestien auf sie losgelassen werde.

Neue Schwärmerci in Wales. Die sogenannte Waleiser Bewegung ist verlaufen, und die Mitgliederzahlen der Freikirchen in Wales sind auf ihr früheres Niveau zurückgekehrt, zum Teil auch noch darunter. Jetzt scheint sich in Sunderland (bei Newcastle) eine neue Bewegung vorzubereiten, und zwar im Zusammenhange mit der Tagung des Internationalen Religiösen Konvents. Charakteristika sind der Glaube an die Gebetsheilung und Totenauferweckung, an das baldige Kommen des tausendjährigen Reiches und das Zungereden. Epileptische Anfälle bei den Versammlungen werden als etwas Natürliches angesehen. Die eigentlichen Träger dieser Bewegung sind welsche Grubenarbeiter, doch ist der Leiter ein anglikanischer Vikar, Rev. A. A. Boddy, und auch zwei Deutsche, P. Riblock (?) und P. Paul, treten hervor. Ersterer bemerkte in einer Ansprache: „Jeden Morgen fülle ich mich mit dem Geiste Gottes, bis meine Nerven prickeln; so kann mir kein Harm geschehen“, und P. Paul erzählte von seinen eigenen Erlebnissen: „Als ich selbst getauft wurde, ging der elektrische Strom vom Himmel durch mein ganzes Wesen; er war von solcher Kraft, daß ich nicht auf den Knien bleiben konnte und das Gefühl hatte, als würde ich in Stücke gerissen.“ Verschiedene Wunderheilungen von Rheumatismus, chronischer Neuralgie und Lähmung werden berichtet, und die zahlreich besuchten Versammlungen scheinen von einem großen Enthusiasmus getragen zu sein. (A. G. L. N.)

In Rußland hat das Ministerium des Innern möglichst genaue Daten gesammelt über alle einregistrierten Fälle des „Abfalles von der Rechtgläubigkeit“ für die Zeit vom 17. Oktober 1905 (Erlaß des Toleranzediktes) bis zum 1. Mai 1909. Es sind „abgefallen“ zum römischen Katholizismus rund 233,000 in Polen und in den neun westlichen Gouvernements 62,000. Als zum Luthertum Abgefallene sind verzeichnet 14,500 Personen, von denen 12,000 auf die baltischen Provinzen kommen. Zum Mohammedanismus sind übergetreten 50,000, fast ausschließlich in den sechs östlichen Gouvernements des europäischen Rußlands. Ferner sind bekannt 3400 Fälle des Übertritts zum Buddhismus, 400 zum Judentum und etwa 150 zum Heidentum in Sibirien. Fast alle diese Übertritte vollzogen sich unmittelbar nach der Veröffentlichung des kaiserlichen Erlasses über die Glaubensfreiheit.

Japanisiertes Christentum. In Japan plant man ein neues, dogmenloses und kirchenfreies Christentum. In einem Vortrage sagte ein Lehrer an dem Methodistenseminar in Tokio: „Das Christentum der Zukunft in diesem Lande wird eine Mischung von westlichen und östlichen Ideen sein, von buddhistischen, konfuzianischen und christlichen Elementen.“ Ein anderer Professor, der Glied einer christlichen Kirche ist und sich zugleich auch als Konfuzianist und Buddhist bezeichnet, schreibt: „Wir wünschen, daß religiöse Menschen verschiedenen Glaubens einander achten und hin und her in ihren heiligen Gebäuden ihren Gottesdienst abhalten. Wir möchten Amens und Hallelujahs den buddhistischen Mönchen in den Mund legen und die Christen lehren, in den buddhistischen Tempeln zu beten. Der absurde Gedanke, der so lange die Länder des Westens beherrschte, daß allein die Christen zivilisiert

und erleuchtet und alle nichtchristlichen Nationen nicht besser als Barbaren seien, ist ein für allemal dahin. Der Protestantismus mag in mancher Beziehung etwas höher stehen als der Katholizismus; aber keine dieser beiden Formen des Christentums ist geeignet, die Welt unter ihre Herrschaft zu bringen.“ Im *Japan Chronicle* schrieb der Führer der Bewegung für ein Christentum außerhalb der Kirchen: „Es gibt in Japan ein Christentum außerhalb der Kirchen, und es ist stärker, als Missionäre wäghen. Die westliche Idee, daß eine Religion sich darstellen muß in einer organisierten Form, bevor sie überhaupt als Religion anerkannt werden kann, ist dem japanischen Geiste fremd. Uns ist die Religion mehr eine Familien- als nationale oder gesellschaftliche Angelegenheit, wie sich deutlich an dem starken Haß erkennen läßt, den der Konfuzianismus auf uns ausgeübt hat, ohne daß er organisierte Gesellschaftsformen annahm. Es ist meine feste Überzeugung, daß das Christentum jetzt die Stelle des Konfuzianismus als Familienreligion der Japaner einnehmen wird. Und als Familienreligion braucht es keine festen Dogmen oder von Kirchendienern verrichteten Zeremonien. Diese neue Form des Christentums, die meine Landsleute angenommen haben, ist weder orthodox noch unitarisch. Wir gehen direkt zu Jesu von Nazareth, und unser Ziel ist, zu leben wie er und ihm gleich gemacht zu werden. Und weil wir ihn als Ideal haben, hassen wir ‚Demonstrationen‘ aller Arten und verabscheuen eine Konferenz, welche nach Begrüßungen von einem Fürsten, einem Grafen, einem Baron und einem Bürgermeister verlangt. Und ich bin überzeugt, daß, indem ich solches konstatiere, ich dem Gefühle vieler mir Bekannter und Unbekannter Ausdruck gebe, welche Jünger Christi sind, ohne in irgendeiner Verbindung mit sogenannten Kirchen zu stehen.“ Wird das Christentum japanisiert, anglistert, germanisiert oder amerikanisiert, so wird es jedesmal dechristianisiert. Aus dem Evangelium von Christo wird Moral nach Christo. Die Bewegungen in Japan sind Früchte der liberalen Theologie in Europa. J. B.

Simplizissimus, Alf und andere deutsche Witzblätter. Die Kölnische Zeitung schreibt: „Es ist schon wiederholt auf die unerfreulichen Folgen hingewiesen worden, die die immer roher werdenden politischen Karikaturen einiger unserer Witzblätter nach sich ziehen, vor allem, wie sie der Sache des Deutschtums im Auslande schaden. Wir Deutschen sind im allgemeinen schon im Auslande so wenig beliebt, daß unsere Witzblätter es eigentlich nicht nötig hätten, uns noch mehr Feinde zu machen. Der Schaden, den sie anrichten, liegt aber nicht nur auf politischem Gebiete, sondern sie diskreditieren auch das deutsche Schrifttum. Im Auslande ist oft vielfach die Meinung verbreitet, daß unsere Witzblätter von den kritischsten und geistreichsten Leuten geschrieben sind. Wer von dieser Annahme ausgeht, muß, wenn er z. B. die rohen und über alle Begriffe geschmacklosen Sudeleien sieht, die jetzt in einigen Blättern über den König von Spanien veröffentlicht werden, einen wirklich sehr niedrigen Begriff von deutschem Witz und deutschem Geiste bekommen. Es ist nicht nur die Bössartigkeit und Roheit dieser Karikaturen, die abstößt, sondern in fast noch höherem Grade ihre Geschmacklosigkeit und die Tatsache, daß Witz und Satire immer mehr durch klotzige Ungefehltheit und eine gewisse Unsauberkeit ersetzt werden. Wenn viele verbreitete Witzblätter fortfahren, an Stelle von Witz und Humor lediglich Häßlichkeit und grobe Beleidigungen zu setzen, so entsteht eine minderwertige Schriftart, die schließlich weder künstlerischen noch humoristischen Wert hat

und lediglich als ein Anzeichen für einen Mangel an gesellschaftlicher Bildung und Verrohung angesehen werden kann, die das deutsche Schrifttum im In- und Auslande in unverdienter Weise herabsetzt."

Der verstorbene Kriminalpsycholog Lombroso, der alle Verbrecher nur als Kranke behandelt wissen will, ist seit Jahrzehnten insonderheit von den Materialisten als besonders großes Licht der Wissenschaft gefeiert worden. Wie es aber mit seiner „Wissenschaft“ bestellt war, davon erzählt das „Berliner Tageblatt“ folgende Geschichte: „Im Jahre 1888 hatte sich Lombroso an den damaligen Chef der Sicherheitspolizei, Goron, mit der schriftlichen Bitte gewandt, ihm für ein Werk ‚Die Frau als Verbrecherin‘ Photographien von Pariser Verbrecherinnen zu übersenden. Auf mehr als 50 Seiten waren dann von Lombroso die reproduzierten Bilder kommentiert. In längerer Auslassung hatte Lombroso bei jeder Photographie darauf hingewiesen, wie das eine Gesicht die typischen Merkmale der Verbrecherin aus Leidenschaft, ein anderes die charakteristischen Zeichen der Verbrecherin unter dem Einfluß des Alkohols aufweist. So weit war die Sache in Ordnung, und das Buch wäre sehr interessant und belehrend gewesen, wenn Herr Goron nicht plötzlich eine fatale Entdeckung gemacht hätte. Als er sich nämlich die Bilder genau ansah, erkannte er, daß er sich seinerseits in der Schublade seines Schreibtisches geirrt habe. Statt des linken hatte er das rechte Fach aufgezo-gen und Lombroso nicht Photographien von Verbrecherinnen, sondern von harmlosen Händlerinnen und Verkäuferinnen übermittelt, die unter Beifügung ihres Konterfeis um die Konzession bei der Polizei eingekommen waren!“ Lombrosos Ehrlichkeitsgefühl ging aber nicht so weit, daß er öffentlich seinen Irrtum eingestanden und, was er als Resultat der Wissenschaft ausgegeben, als Schwindel und Einbildung bezeichnet hätte. Lombroso war, wie Häckel, eher ein Schandfleck als eine Zierde und Leuchte der Wissenschaft. Seine geistige und wissenschaftliche Untüchtigkeit geht auch daraus hervor, daß er sich schließlich dem Wahn des Spiritismus in die Arme warf. Der „G. d. G.“ schreibt S. 469: „Einer gewissen Presse scheint viel daran zu liegen, bei E. Lombroso nachträglich die Tatsache zu verdunkeln, daß er zuletzt ein Spiritist vom phantasiistischsten Schlage gewesen ist. Er soll angeblich nur wissenschaftliches Interesse dafür besessen haben. In dieser Richtung bewegen sich z. B. in der ‚Frankf. Ztg.‘ mehrere Ausführungen. Demgegenüber sind folgende Mitteilungen des römischen Korrespondenten des ‚Berl. Tagebl.‘, H. Barth, zu verzeichnen, die gewiß eine einwandfreie Quelle sind: ‚Se mehr er sich — wie sein Freund Prof. Morfelli, der berühmte Psychiater von Genua — mit jenen geheimnisvollen Dingen beschäftigte, desto mehr wurde er von ihnen und in sie verstrickt, und schließlich trat er offen zum Spiritismus über, dem er ein größeres Werk widmete. Als ich vor Jahren den Professor in seiner Villa in Turin besuchte, kletterte der kleine alte Herr höchstselbst auf einer Leiter an seinen Bibliotheksregalen empor und holte zwei große, runde Gipsreliefs herunter: zwei scheußlich verzerrte Frauen, die fast nichts Menschliches an sich hatten. Es waren, wie mir Lombroso erklärte, die Gesichtsabdrücke materialisierter Phantome!‘ Höher geht es mit der ‚Wissenschaft‘ nimmer.“ Und daß es mit der materialistischen Verbrechertheorie Lombrosos eitel Schwindel war, dafür hat er sich selber zum leibhaftigen Beweis gemacht. Der „G. d. G.“ schreibt weiter: „Der verstorbene Psychiater suchte seinen ‚Verbrechertypus‘ außer in einigen andern Degenerationszeichen vor allem

in einem kleinen, zurückgebliebenen oder verkümmerten Gehirn. Wir haben diesen Trugschluß immer bekämpft. Nun hat er sich an Lombroso selbst gerächt. Er hat in einer leztwilligen Verfügung sein eigenes Gehirn zum Gegenstand einer wissenschaftlichen Untersuchung bestimmt. Dabei machte man eine eigenartige Entdeckung: es wog nur 1303 Gramm, also weniger als das Gehirn eines gewöhnlichen Durchschnittseuropäers. So noch im Tode von den eigenen kühnen Behauptungen aufs Haupt geschlagen zu werden! Seine Anhänger haben jetzt nun die Wahl, entweder ihre gläubig verehrte Kapazität und Leuchte der Wissenschaft als geistig minderwertig aufzufassen oder seine unhaltbaren Theorien fahren zu lassen.“ So hat Lombroso selbst dafür gesorgt, daß seine Wissenschaft unwiderleglich als Schwindel an den Pranger gestellt werde. Ja, unserm Gott ist es ein leichtes, die Mühe und Lebensarbeit der Gottlosen zunichte und ihr Andenken zum Gespött zu machen. Der „G. d. G.“ berichtet: „Aus Rom wird übrigens telegraphiert, daß die Spiritisten in Italien bestimmt mit einer halbigen Manifestation des Geistes Lombrosos rechneten, denn der Verstorbenen habe fest versprochen, sich alsbald nach seinem Tode mit dem Sekretär der Gesellschaft für psychiatrische Forschung in Mailand, deren Mitglied er war, in Verbindung zu setzen. Er werde sich, wenn irgend möglich, des bekannten Mediums Euspasia Palladino bedienen, mit der er bereits seit 1895 experimentiert hat. Sollte das Medium nicht gut tun, dem Geiste Lombrosos das obige Faktum mitzuteilen, damit er nicht als Spiritist die gleichen Hereinfälle erlebt wie als Materialist? Zu spät! Denn wie aus England berichtet wird, hat sich Lombroso bereits mit dem Friedensapostel Stead in Verbindung gesetzt und ihm in englischer Sprache allerlei Unsinn offenbart! Was sind diese modernen Geister, die sich die Führung der Zeit anmaßen, für konfuse, widerspruchsvolle Erscheinungen! Ihre sogenannte Weltanschauung ist meist ein wirres Chaos.“ Würdiges Ende einer verlogenen Wissenschaft!

J. B.

Von der deutschen Wissenschaftlichkeit schreibt die „Orientalische Literaturzeitung“: „Es beruht im Wesen deutschen Gelehrtentums, daß solche Erörterungen“ (wie z. B. über den Panbabylonismus) „nie sachlich und mit alleiniger Berücksichtigung des Fortschrittes der Wissenschaft geführt werden können. Dem steht die Schulenburg innerhalb der deutschen Gelehrtenwelt entgegen, welche verleitet, an den Hauptlehren der vertretenen Schule festzuhalten und jede neue Anschauung zu verwerfen, 1. weil sie der Schulmeinung — die ja richtig sein muß — widerspricht, 2. weil man sie und ihre Grundlagen nicht genügend kennt.“ Jedenfalls eine schlechte Zensur für die vielgerühmte deutsche Wissenschaft.

„Freimaurerreligion ist das Verhältnis, in dem der einzelne Bruder zum Urquell aller Dinge, zum wirkenden Weltprinzip, in der Sprache unsers Bundes ausgedrückt, zum „Allmächtigen Baumeister aller Welten“ steht. Für seine religiöse Anschauung ist er niemandem perantwortlich als dem eigenen Gewissen. Wie er sich zu den Formen, Dogmen und Lehrmeinungen dieser oder jener Kirche stellt, ist der Freimaurerei gleichgültig. Diese verlangt nur, daß er ein moralisch guter Mensch sei und durch seine Handlungen beweise, daß echte Menschenliebe in seinem Herzen wohne.“ So lautet es in einem Schreiben, welches zwei Glieder der Osnabrücker Freimaurerloge an den Nationalgroßmeister „Bruder“ Gerhardt in Berlin gerichtet haben.